Konkret

HEIMAT

Unsern sauren Regen, unsern süßen Reagan, unsere Türken, unsern Lieblingssozi, unsere Spielplätze, unsern Moggelsee, unsere Performance, unsere Filmprinzen gib uns heute. Unsern Sprengkopf morgen

in konkret November 1984

Mitteilungen

an Konkret

Deutsche Eichen von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Heimspielplätze

Die Offenbarung des hl. Johnny von Michael Schilling
Die Verhältnisse in den USA sind so hoffnungslos, daß beten allein nicht mehr reicht. Es muß auch noch gejauchzt und gejubelt werden. Michael Schilling bringt die Botschaften auf einen Nenner

Ziemlich vertraulich
Wie ein Sonderbotschafter des Weißen Hauses den Parteiführungen von SPD, CDU und CSU die Meinung seines Präsidenten geigte

Heimat von Wolfgang Pohrt

Neu Venedig von Hermann Peter Piwitt
Gepflegte Gemütlichkeit im propren DDR-Sozialismus

Gefängnisse im Sonderangebot von Konrad Ege
Die freie Marktwirtschaft macht auch nicht vor Gefängnismauern halt. In den USA mehren sich Privatunternehmen, die dem Staat zu Billigstpreisen Gefängnisse bauen und gleich auch noch betreiben. Mit der Kriminalitätsrate steigt auch die Profitrate

Der Schnüffler kommt in die Wohnstuben von Werner Heine
Als Bürger-Service getarnt macht die Post Reklame für Bildschirmtext. Das neue Medium sei eine Chance, die komplexe Welt transparenter zu machen. Für wen? Werner Heine puzzelt das Medium auseinander

Management muß dabeisein von Michael Stötzel
High sein, frei sein: Von geilem Unternehmertum, antiken Baustoffhandel, von der Identitätssuche, von ehemaligen Hausbesetzern und von dem ganz Alten im Neuen.

Tausche ein Heim gegen Ostmärker von Peter Krauß
Da will einer rübermachen, umsiedeln. Nicht einfach so aus Jux und Tollerei, sondern aus Notwendigkeit. Da will einer nicht mehr Teil des Arbeitsmarktes sein, sondern teilhaben am Recht auf Arbeit. Drüben, in der DDR, wo der Begriff »Arbeitslosenquote« nur vorkommt in den Berichten über das kapitalistische Ausland. Wie kommt einer im Jahre 1984 dazu?

Buddha bei die Fische von Oskar Lafontaine
Interview mit dem Saarbrücker Oberbürgermeister und SPD-Politiker Oskar Lafontaine

Dazu sind Waffen da von Peggy Parnass

Das komisch. Das egal von Sabine Rosenbladt

Politur - Was sonst? von Christel Dormagen

Eine Putzfrau zündet man nicht mit dem Rückgrat von Herbert Nagel

Der Scheißladen von Thomas Kapielski

Kopiertreduziertstilisiert. von Michaela Ott
Ist Performance weiblich?

Film

Buchmesse '84: Geradeaus auf krummen Wegen von 0. Überbringer

Foucault - Die Arbeit des Verschwindens von Aurel Schmidt
Am 25. Juni dieses Jahres starb der französische Philosoph Michel Foucault. So wenig seine Bedeutung in Frankreich infragesteht, so viel Mühe bereitet es in Deutschland, sich mit ihm und überhaupt mit der zeitgenössischen Philosophie Frankreichs auseinanderzusetzen

Gestohlene Töne von Almut Carstens
Hier und demnächst gerne wieder Empfehlungen und Tips von einem herrschenden musikalischen Geschmack unseres Landes

Zeitschriftenschau von Peter Gente

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 11/84, S. 3

Mitteilungen

1. Nachtrag zum zehnjährigen Jubiläum: Die Feierlichkeiten fanden in aller Stille statt; einer der Glückwünsche soll zitiert werden, weil er den Gefühlen der KONKRET-Angehörigen so sehr entsprach:

Empfänger: Neuer Konkret Verlag

1170170500 Bank für Gemeinwirtschaft

Verwendungszweck: KONKRET sei Dank für 10jähr. Erscheinen

DM 500,-

Auftraggeber: Ewald Ressel, Bietigheim

Dankeschön

2. Der »Stachel - Zeitung der Alternativen Liste für Demokratie und Umweltschutz«, Westberlin, nannte KONKRET jüngst »das Revolverblatt aus dem Hause Gremliza«, weil KONKRET mit seiner Kritik am Großphilosophen André G. den »Blick auf die eigentlich produktive Diskussion gründlich versperrt« habe, nämlich darüber: »Ob eine Eindämmung des sowjetischen Expansionismus und das Anhalten der Rüstungsschraube nicht doch miteinander vereinbar sind«. Ein Vorschlag zur Güte: Die Sowjets ziehen ihre SS 20 ab und die BRD verschrottet zum Ausgleich das Revolverblatt. (Wer wirklich noch nicht weiß, wie mies Glucksmann und wie borniert seine alertnaiven Freunde sind, lese in dieser Ausgabe auf Seite 16: »Ziemlich vertraulich«.)

3. Titel-Thema der Illustrierten »Stern« vom 4. Oktober 1984: »Das Geschäft mit den Nazi-Reliquien - Konjunktur für Hakenkreuze«. Nein, kein Report über Kujau und Heidemann, sondern drei Doppelseiten Bilder von US-amerikanischen Nazi-Fans. Und um sicherzugehen, daß sie mit diesen Bildern nicht reingelegt werden konnten, hatte sich die »Stern«-Redaktion diesmal fünfzehn Monate Zeit genommen. Damals, im Juli 1983, hatte die US-Illustrierte »Life« die Bilder zum ersten Mal unter dem Titel »The Hitler Business« gedruckt. Unter dem Titel »Hitler-Boom in USA« waren sie vier Monate später in KONKRET erschienen. Ob der »Stern« es sich wohl angewöhnt, KONKRET sozusagen als Vorkoster anzusehen?

4. Erste Reaktionen auf zwei neue KONKRET-Bücher:

Ober »Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg« von Angelika Ebbinghaus, Heidrun Kaupen-Haas und Karl-Heinz Roth schreibt die »Hamburger Morgenpost«: »Es tut weh, die Veröffentlichung des KONKRET-Verlags von der ersten bis zur letzten Zeile zu lesen. Es zeigt uns ein anderes Bild von Hamburg und den Menschen in den Jahren des braunen Terrors, als wir es sehen möchten. «

Ober Horst Tomayers »Deutsche Gespräche« schreibt der »Vorwärts«: »Was Tomayer deutschen Land(s)e(r)n entlockt, kann mit sorgender Hebammentechnik allein nicht hinreichend erklärt werden, hier finden mystisch transpersonale Vorgänge in ungeahnten Dimensionen statt, Teufelsaustreibungen, Erlösungen vom inneren Schweinehund - kurz: politische, Exorzismus... Tomayers Buch sollte als Multivitamin-Tablette, als Abführmittel, als Spalt-Tablette, als Zäpfchen oder als was auch immer in keiner guten deutschen Hausapotheke fehlen.«

5. Zu seiner müden Titelgeschichte über den Langweiler »Heimat« hatte der »Spiegel« sich eine Muntermacher-Kolumne bestellt. Wo? Natürlich bei der ersten Adresse in Sachen Provokation, bei Wolfgang Pohrt. Warum das Stück dann doch nicht im »Spiegel« gedruckt wurde, darf sich nun der KONKRET-Leser überlegen. Pohrts heimatloses Gesellenstück steht auf Seite 22.

Konkret 11/84, S. 5

an Konkret

Zum Zehnjährigen

Die meisten Ausgaben finde ich nicht sonderlich aufregend. Aber Deine Kolumne, lieber Gremliza, ist mehr als monatlich 5 Mark wert.

HERMANN LÜHRS

GÖTTINGEN

Gratulation zu Eurem Zehnjährigen! Hoffentlich hält Gremliza seinen Kurs gegen Opportunismus und »alternative« Ohnmacht weitere 10 Jahre durch.

Gute Anzeichen dafür: Otto Köhlers kritische Beiträge und Uwe Klußmanns Artikel über den Sacharow-Rummel! Die Linke braucht euer »Miesmachen« und »Besserwissen« - aber bitte mit einem verbesserten Wolfgang Pohrt.

HELMUT BESOLD

NIEDERBAYERN

Oktober 84... Oktober 84.... da hat doch noch einer Geburtstag (?!), wer war... - klar!, nur 25 Jahre älter. Hab's grade im »weißen Kanal« genossen (Jubel, Jubel). Wie heißt es bei Euch auf'm Titelbild? = Streit, Kampf, Renitenz, Kritik, Widerspruch; Miesmacher, Besserwisser. ... Irgendein Zusammenhang? ... nee, bestimmt nich'... nee...

Trotz (wegen!) allem: Glückwunsch, Ihr seid (bleibt?) die Besten!

WILLI KARSTENS

GÖTTINGEN

Ideologischer Abschuß

KONKRET 10/84: »Gegendarstellung« - Über den Propaganda-Coup mit KAL 007

Daß an dem Jumbo-Abschuß mehr dran war, als von unserer freien Presse so mitreißend unisono vorgesungen wurde, habe ich von Beginn an geahnt: Zu gut paßte dieser Abschuß ideologisch ins Konzept der Raketenstationierer vor dem »heißen Herbst«, konnte doch endlich die durch die Aufrüstungsbestrebungen der USA enorm aufgewertete UdSSR in die klassische Rolle des »Reichs des Bösen« zurückgedrängt werden. Umso schlimmer, daß die Rechnung der Militär-Marketing-Manager aufging und sogar »die Grünen« sich innerhalb der Friedensbewegung in die Anti-Bolschewismus-Kampagne einreihten und mit Resolutionen so manche örtliche Friedens-AG an den Rand des Auseinanderbrechens getrieben haben (hier in Siegen haben die »Grünen« mit ihrem Austritt aus der Friedens-AG gedroht, falls nicht eine Resolution verabschiedet wird, die das Verhalten des »Sowjetimperialismus schärfstens verurteilt«!)

Zu schnell und zu glatt kam auch die einhellige Verurteilung durch die Politiker, so daß man sich eigentlich hätte fragen müssen, haben die denn alles genau am Radarschirm verfolgen können und wenn ja, warum haben sie nicht eingegriffen.

Für mich ist dieser Fall eines von vielen geradezu klassischen Beispielen von gelenkter Falschinformation, an dem sich Funktion und Folgen der medienpolitischen Manipulation leicht analysieren lassen. So etwas gehört m.e. in den Deutsch-, Geschichts- und Sowiunterricht.

KL. MICHAEL GUSE

NETPHEN

Bravo, daß man in Eurer »Gegendarstellung« endlich die Wahrheit über den Abschuß (?) der KAL 007 erfährt. Aber ist das nun wirklich die ganze Wahrheit? Wäre es nicht an der Zeit (und eine schöne, passende Aufgabe für KONKRET), endlich aufzudecken, daß selbstverständlich nicht die Sowjetunion eine unbewaffnete Passagiermaschine abgeschossen hat, sondern dies nur der CIA initiiert haben kann?

Nach sorgfältiger Lektüre der entsprechenden Berichte in UZ, DVZ und jetzt auch KONKRET steht für mich fest, daß die Sowjetunion doch nicht so dumm ist, eine Passagiermaschine nicht identifizieren zu können, und vor allem nicht so

verbrecherisch, sie tatsächlich abzuknallen.

Also, bitte um baldige Korrektur, damit die Welt wieder in Ordnung ist.

HUBERT MAESSEN

DÜSSELDORF

Tägliche Erfahrung

KONKRET-EXTRA 9/84: «Asyl gesucht« von Ulrich Enzensberger

Ich habe gegenüber Ulrich Enzensberger bestimmt nicht gesagt, er müsse unbedingt schreiben, daß sich vieles bei der Ausländerbehörde in Berlin dadurch gebessert habe, daß sie einen neuen Chef bekommen habe. Das hört sich ja so an, als hätte sich dort plötzlich alles geändert und als gäbe es keine Probleme mehr. Das Gegenteil ist richtig. Wie die beinahe täglichen Erfahrungen zeigen, hat man dort immer wieder Schwierigkeiten, sich rechtsstaatlich und korrekt zu verhalten und überhaupt den für eine Verwaltungsbehörde üblichen Arbeitsablauf angemessen zu organisieren.

Was ich Ulrich Enzensberger geraten habe, unbedingt zu schreiben, war, daß die Ausländerbehörde in diesen Zustand unter der Leitung des langjährigen und im Herbst 1982 endlich abgesetzten Leiters Hollenberg gekommen ist.

Verbal zumindest hat sich der neue Leiter allerdings von manchem distanziert und erklärt, er sei um Verbesserungen (auch in personeller Hinsicht) bemüht.

JÜRGEN MOSER

BERLIN

Humanitär, Radikal

KONKRET 10/84: »Noble Lichtgestalten« - Uwe Klußmann über Andrej Sacharow

Daß die rechtslastigen deutschen Medien den Fall Sacharow journalistisch ausschlachten, dürfte wohl keinen Linken überraschen. Darauf will ich nicht eingehen. Auch daß es möglicherweise Gruppen gibt, die Falschinformationen verbreiten, um den politischen Gegner in einem anderen Licht erscheinen zu lassen, das sei auch kommentarlos dahingestellt. Der Verfasser des Artikels ist die Untersuchung des Falles von der politischen Seite, nicht jedoch von der menschenrechtlichen Seite eingegangen, wie es seine Pflicht gewesen wäre.

Sacharows politische Haltung dürfte bei allen Berichten über ihn nicht zum Disput stehen. Schließlich darf man keine politischen Gegner zwangsumsiedeln und so die Möglichkeiten der Teilnahme am politischen Leben entziehen. Ebenso wie ich ein Berufsverbot von DKP-Mitgliedern in der BRD für verbrecherisch halte, muß ich auch die psychologische Kriegsführung der sowjetischen Staatsmacht gegen Sacharow als verbrecherisch geißeln. Dabei spielen keine politischen sondern ausschließlich humanitäre Gründe eine Rolle.

In meinen Augen bedeutet die Bezeichnung »Linker«, daß derjenige ein radikaler Humanist sein soll, das heißt auch, daß er die Verfolgung Andersdenkender und gewaltfreier politischer Gegner verurteilt. Geht man von dieser Begriffsbestimmung aus, so dürfte der Verfasser des Artikels kein Linker sein. Da ich aber sicher bin, daß er sich selbst als Linken ausgibt, möchte ich doch gerne einmal wissen, was dieser Begriff für ihn bedeutet.

Ein Teil der Linken tut sich wieder einmal schwer, sich auch in der UdSSR für politische Häftlinge zu engagieren. Das gilt wohl für die politisch Einäugigen, die Moskau als Leitbild der Revolution ansehen und vor Menschenrechtsverletzungen in diesem Land die Augen fest verschließen. Diejenigen, die Menschenrechtsverletzungen in der UdSSR zu vertuschen versuchen, handeln genauso verbrecherisch wie die Leute, die in »diesem unserem Lande« Berufsverbote aussprechen.

GERD MÖRSDORF

WEIERSBACH

Humor

KONKRET 10/84: »Frauenstaat«, Interview mit Irmtraud Morgner

Irmtraud Morgners Lob des Humors, wie sie ihn versteht, erinnert mich an das geflügelte Wort: »Humor ist, wenn man trotzdem lacht.« Aber »trotzdem« lachen, das heißt auch unter den bedrückendsten äußeren Verhältnissen lachen und sich sogar gegen die schlimmsten Ungerechtigkeiten allenfalls mit Gelächter »wehren«. Solchen Humor haben die

Herrschenden an Beherrschten gern, denn der ist Öl statt Sand im unmenschlichen Getriebe. Humoristische Tröster gar, die von Menschen angerichtetes Elend nicht abzuschaffen, sondern heiter zu ertragen raten, fördern es. Auch wo Humor die Ventilfunktion hat, überschüssigen »Dampf« abzulassen, bleiben davon die Strukturen und Normen der jeweiligen Gesellschaft unberührt. Ja, solchen Humor stärkt den Status quo und den damit verbundenen Machtapparat. »Opposition« verkommt so zur Komposition. Merke: »Nur wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat, kann humoristisch sein.« Das Sagte Goethe zu F.v. Müller am 6.6.1824.

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

Schlachthof

KONKRET 10/84: »EI Salvador- USA, USA -EI Salvador«

Amerikas »Hinterhof« wird zum »Schlachthof«. Ausgerechnet dieser Killerstar Reagan zeigt mit dem Zeigefinger auf Afghanistan... der sehr wohl auch in der Lage ist, auf jenen - den Atomkrieg-auslösenden Knopf zu drücken. Er unterstützt direkt und indirekt Kriege gegen Zivilisten die eben zu ihrer linken Regierung stehen. Seine Waffen (und auch unsere) massakrieren unschuldige Menschen, also auch Kinder, die ja in den USA nicht abgetrieben werden dürfen, denn Abtreibung sei Mord! Nur, was ist das massenweise Abschlachten von Kindern?

Unsere USA-hörige Regierung macht sich mitschuldig. Tja, was soll's denn, Nicaragua bekommt doch Geld von der BRD, aber EI Salvadors Mörder werden mit einer besonderen Unterstützung bedacht.

Da fällt mir ein Demo-Spruch ein: »EI Salvador, Libanon und Türkei, bei jeder Schweinerei ist die BRD dabei«.

IRMELA SCHRAMM

BERLIN

Stimmt nicht

KONKRET 10/84 »Express« von Hermann L. Gremliza

Im »Express«, die Sache mit dem Thomas Rugo, ist wohl eine Äußerung, die nicht ganz stimmt. Vor nicht allzu langer Zeit war in der Zeitschrift »Spex« ein (interessantes) Interview mit dir.

Vielleicht kennt der Rugo dich daher.

Alles Gute zum Zehnjährigen.

HELMUT MONTAG

KETSCH/RHEIN

Beherzt

KONKRET 10/84: »Vogelsberg« Endlosroman von Helmut Höge

Dem, der noch selber liest, passiert es ja immer wieder, daß er bei Besprechungen ihm bekannter Bücher konfrontiert wird mit einer wuschigen Mischung aus schlichter Inkompetenz, dumpfer Gedankenlosigkeit und betulicher Hintertreppenpromotion. Wie anders da die Kritik eines Helmut Höge: sachlich, beherzt und zupackend. (Und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß Höge mich auf Mängel des Buches aufmerksam gemacht hat, die meinem kritischen Blick entgangen waren: kam mir bei der Lektüre der beschriebene Vogelsberg breiter vor als der reale, so weist Höge nach, daß das Gegenteil der Fall ist.)

Kurz und gut: von dem Autor wurde ich gern mehr in KONKRET lesen.

BURKHARD SCHERER

GIESSEN

Sündenböcke

KONKRET 10/84: »Ein Herz für Türken«. Von Sabine Rosenbladt

Speziell die jungen Deutschen sollen wissen: Mit der Suche nach Sündenböcken hat es angefangen. Mit Gewalt gegen Schriften und Bücher und mit Gewalt gegen Sachen hat es sich fortgesetzt. Die Gewalt gegen Menschen war dann nur noch die vorbereitete Konsequenz. Mit der Verachtung der Würde eines Mitmenschen hat es sich fortgesetzt. Der Mord war schließlich nur noch die vorbereitete Konsequenz. Mit Sorge und mit Erschrecken stellen wir fest, daß immer mehr Zeichen einer vermeintlichen Wiederkehr nationalsozialistischen Gedankenguts auftauchen und die Verdammungswürdigkeit aller Pauschal-Verurteilungen gegenüber den Ausländern immer mehr zunimmt. Wir müssen wieder lernen, wie Menschen miteinander umgehen sollen und wie sie miteinander nicht umgehen dürfen. Wo immer wir Angst begegnen, da müssen wir sie ernst nehmen. Denn aus Angst - das haben wir aus der Zeit von 1918 bis 1930 zu lernen - kann Wahn und Hysterie, kann Aggressivität entstehen; die Hysterie, diesen anderen zum Sündenbock zu machen. Die Ideologie der deutschen Kleinbürger ist durch und durch faschistoid geblieben.

BARBARA GIEGERICH

HOLZKIRCHEN

Da man nicht weiß, wer der Brandstifter ist, aber bereits genau weiß, daß der unbekannte Täter ein ausschließlich von Ausländern bewohntes Haus nicht aus ausländerfeindlichen Motiven angezündet hat, ist vor dem Hintergrund der Tatsache, daß es bereits seit geraumer Zeit ausländerfeindliche Aktivitäten in Duisburg gibt, sicherlich genauso schizophren wie der Umstand, daß dieselben, die am lautesten »Ausländer 'raus'« brüllen auch am hartnäckigsten auf AMERIKANISCHE Truppen bestehen.

HARALD HERKENRATH

KÖLN

Zauberwort

KONKRET 10/84: »Nationale Schmach« von Hermann L. Gremliza über den Fall Andreotti

Bislang erschienen mir ihre Leitartikel als die crème de la crème im deutschen Medienwald, wenn sie auch manchmal etwas überzogen waren.

Was sie allerdings zum Thema Wiedervereinigung und Andreotti schreiben, ist der Gipfel des Schwachsinns. Kann es denn jemals einen sicheren Frieden in Deutschland geben mit Mauer, Stacheldraht und atomaren Depots »befreundeter« Staaten auf beiden Seiten?

Die »nationale Frage« ist, wie ich meine, offen und wird auch so lange offen bleiben, bis ich meine Freunde drüben ohne die üblichen Scherereien jederzeit (und umgekehrt) besuchen kann.

Ich verstehe, daß sie auf die Politiker in beiden Lagern (CDU, SPD) schießen, die versuchen mit dem Zauberwort Wiedervereinigung ihr trübes Süppchen zu kochen.

Andreotti hat sicher das gesagt, was sich andere, wichtigere, nicht zu sagen getrauen. Die Art aber, wie und vor allen Dingen wo er es gesagt hat, läßt einen Anfänger erkennen, die Welt hat Angst vor einem gemeinsamen Deutschland (ohne unsinnige Gebietsansprüche). Angesichts der Erfahrungen, die man mit uns gemacht hat, nur allzu verständlich. Dennoch wird sich meiner Meinung nach ein dauerhafter Frieden in Europa nur durch eine internationale Lösung der »nationalen Frage« erreichen lassen, und ich bin sicher, daß sich diese Meinung auch langfristig durchsetzen wird.

ANDREAS BERGMANN

BERLIN

Konkret 11/84, S. 8

Hermann L. Gremliza

Deutsche Eichen

Ministerpräsident Holger Börner erklärte: Der Bundeskanzler weiß nicht, was im deutschen Wald los ist. Der Nachrichtensprecher des Hessischen Rundfunks lacht nicht. Die Umweltschützer von »Robin Wood« nennen das Auto den »Vergaser des Waldes«. Der »Spiegel« referiert es gelassen. Bei Rowohlt erscheint ein Buch mit dem Untertitel »Unsere Flüsse und Seen klagen an« und der Kapitelüberschrift »Lebenswasser«. Peter Schott, Vorstandsmitglied des Bundesverbands der Bürgerinitiativen für Umweltschutz, lehnt eine »Kollektivschuld für das Waldsterben« ab. Bei der Firma »K-tel« wird eine Schallplatte vorbereitet: »Unser schöner Wald soll leben«. Eine Mark vom Verkaufspreis geht an die Stiftung »Wald in Not«. Die Forstwirtschaft singt eine Todesfuge: »kränkelnd, krank, sehr krank, sterbend, abgestorben«.

Aber ja doch, viele Bäume sehen nicht mehr aus wie sie sollten und werden an Chemikalien kaputtgehen. Das ist unerfreulich, denn erstens ziert es nicht und zweitens macht es die Atemluft nicht gesünder - hinreichende Gründe, etwas dagegen zu tun. Aber muß man deshalb mit Heino »Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben« gröhlen, im Vokabular einer Endlösung der Waldfrage reden und eine nur oberflächlich zivilisierte Gesellschaft zurück auf die Bäume schicken?

»Der deutsche Wald« - wie sie von ihm reden, Grüne, Rötliche, Gelbe, Schwarze und Braune, kommt er nur noch im »Freischütz« vor, als Metapher für urwüchsige Natur, dem Menschen finster und unzugänglich, geheimnisvoll rauschend und von Geistern bewohnt. Realiter handelt es sich um Holzfabriken, nach industriellen Maßstäben und Bedürfnissen geplante und angelegte Plantagen. Wer ein wenig genauer in die jetzt um herrliche Natur klagenden Förster hineinhört, die ja vom Abholzen leben, spürt die tiefe Sorge um den Markt. Verfällt der Preis für altdeutsche Stereotruhen mit Furnier in echt deutscher Eiche?

Der deutsche Wald war schon vor zweihundert Jahren tot. Wie im Altertum die Griechen und Römer, so hatten im Mittelalter und in den folgenden Jahrhunderten die Deutschen ihre Wälder zu Häusern und Schiffen verbaut oder sie verheizt. Als ihnen das Holz ausging, begannen sie mit dem Baumanbau. Weil aber die Bäume bis zur Produktreife länger brauchten als Zuckerrüben, nämlich etwa die Zeit eines Menschenlebens, waren sie trotz ihrer wirtschaftlichen Zweckbestimmung leicht mit dem Mythos der Unsterblichkeit zu versehen. Und *ewig* singen die Wälder... So gut wie die Holzwirtschaft und die ihr angeschlossenen Papier- und Möbelfabriken hat es die Automobilindustrie nicht. Nie hieß ein Roman »Und ewig klingeln die Ventile«.

Aber ja doch, es wäre trotz alledem ganz nett, wenn man am Samstagnachmittag zur Bundesliga-Sommerpause unter dem Schatten von Tannen, Buchen und Eichen spazieren könnte, anstatt durch heiße Holzwüsten zu stolpern. Und wenn das nur zu erreichen ist, indem man die Tempobegrenzungen für Autos einführt und der Industrie die Gifthähne zudreht - umso besser. Und doch sind es eher die kleinen Nebeneffekte, die meine Sympathie für solche Aktionen wecken können: Die jährlich etwa tausend Menschen, die nicht mehr auf den Straßen stürben, und die nicht gezählten, die wegen Pseudo-Krupp nicht bis zum Arbeitnehmer beim echten heranwachsen. Es war hierzulande immer der Tierschutz, der zu Tränen erweichte und - eher unbeabsichtigt - auch der Menschenliebe manch Herzenstürchen öffnete. Vielleicht vermag, was der deutsche Schäferhund konnte, auch der deutsche Wald.

Mittun will ich dabei freilich nicht, denn das ist nun wirklich eine Sache, mit der die Zahnärzte aus den Grüngürteln und ihre Abgeordneten allein fertigwerden können. Deren Versuch, die Opposition gegen *ihre* Gesellschaftsordnung und *ihre* Atomraketen mit der »nationalen Katastrophe« deutscher Wald zu beschäftigen, die Friedensbewegung von einer Bewegung Waldfrieden ablösen zu lassen, ist nicht schlecht angelegt: Er knüpft geschickt an das neue Nationalbefinden und den Heimatdusel einiger Alternativer und Grüner an. Wenn schon heute einige Linke bei »Vergasen« und »Kollektivschuld« an den Schwarzwald statt an Auschwitz denken, wird man bald von einer bewaldigten Vergangenheit sprechen können.

Konkret 11/84, S. 10

Nachrichten

Auflistung

Mit führenden Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur reiste Kanzler Kohl in die VR China.

Wirtschaft: Abs, Deutsche Bauindustrie, Daimler Benz, NGG, KWU, VW, Siemens, Merck, Beratungsgessellschaft für informations- und Kommunikationstechnik, Metallgesellschaft, Nixdorf, Krupp, Zentralverband Deutsches Handwert, Kernforschungsanlage Jülich, MBB, Mannesmann, Schloemann-Simag, Otto Wolff von Amerongen.

Wissenschaft und Kultur: Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz, Klinikum Uni Heidelberg, Bayrisches Staatstheater, Landesmuseum Mainz, Max-Planck-Gesellschaft, Fraunhofer Gesellschaft.

Voice of America

Der US-Botschaft in Costa Rica, Curtis Winsor, hat eine Meldung von Radio Havanna bestätigt, derzufolge im Norden von Costa Rica eine große Radiostation errichtet werden soll, die mit 70 kW Sendeleistung Programme in spanischer Sprache nach Nicaragua ausstrahlen wird. Finanziert wird der Sender durch Mittel aus dem Budget von Voice of America. Betreiber des Senders ist eine scheinprivate »Assoziation für Information und Kultur«. Washington hat allerdings die 3,2 Millionen Dollar für die Übernahme einer bestehenden Sendelinzenz bezahlt.

Weg damit

In einem Vorort der kalifornischen Stadt San Diego ist jetzt das MacDonald Restaurant abgerissen worden, in dem ein Amokschütze im Juli 21 Menschen erschossen hatte, bevor er selbst von der Polizei getötet worden. Über 24 000 Menschen hatten in einer Petition gefordert, den Schauplatz des größten Massakers eines Einzeltäters in den USA in einen Gedächtnispark zur Erinnerung an die Opfer umzuwandeln. Die Wiederaufforstung und Begründung Vietnams wurde nicht gefordert.

Ergebnisse

Im Manöver »Flinker Igel« haben sich 138 Unfälle ereignet, bei denen ein Soldat und ein Zivilist ums Leben kamen. 14 Personen wurden schwer, 60 leicht verletzt. Nach den Hochrechnungen der Bundeswehr belaufen sich die Manöverschäden auf insgesamt 5,5 Millionen Mark *(Die Resultate der anderen Kriegsspiele des Herbstes lagen bei Redaktionsschluß noch nicht vor).*

Stiller Zuwachs

Die Zahl der Aufenthaltsberechtigungen für Ausländer, die den Betroffenen einen größeren Schutz vor Abschiebung gewährt als eine einfache Aufenthaltserlaubnis, ist in den letzten Jahren in der BRD erheblich gestiegen. Nach Informationen von terre des hommes waren am 30. September 1982 nur 36 574 Mitbürger aus der Türkei, Jugoslawien, Griechenland, Spanien, Portugal, Marokko und Tunesin im Besitz einer solchen Berechtigung. Am 31. März 1984 belief sich die Zahl schon auf 109 604.

terre des hommes hatte Anfang 1983 die »Aktion Aufenthaltsberechtigung« bundesweit bekanntgemacht, um die Ausländer angesicht der immer restriktiveren Ausländerpolitik der Regierung über diese Möglichkeit einer besseren Absicherung ihres Aufenthaltes in der' BRD zu informieren. Die allgemein übliche Aufenthaltserlaubnis für Ausländer muß nicht zwingend verlängert werden oder kann, wenn sie unbefristet gilt, widerrufen werden. Das ist schon beim Bezug von Sozialhilfe oder bei Vergehen im Straßenverkehr möglich. Die Aufenthaltsberechtigung dagegen darf in solchen Fällen nicht zurückgenommen werden.

Radikalauer

Winfried Thomsen

Wenn Bangemann vom Primat der Marktwirtschaft redet, beweist das nur eins: auch große Affen können Kabinettsrang erreichen

Geißler, ist der Formaldehydrant der Gesundheitspolitik

Zum *Schutz* der Post vor kriminellem Mißbrauch will Schwarz-Schilling jetzt den leerungssicheren Briefkasten einführen

Soll es wirklich bei zwei deutschen Staaten bleiben? Schafft drei, vier viele deutsche Staaten

Wörner will die Tauglichkeitskriterien für Wehrpflichtige herabsetzen. Ungefähr auf Ministerniveau

Möllemann will endgültig in die Wüste. Den zweiten Höcker hat er schon bestellt.

Missverständnis

Die kleine Gemeinde Harrisonville im US-Staat Missouri ist gut umstellt von Raketensilos. Der Bürgermeister ist darob so stolz, daß er jetzt die Air Force gebeten hat, der Gemeinde eine entschärfte Minuteman-Rakete zu überlassen, die man im Stadtpark als Touristenattraktion aufstellen wolle. Die Begeisterung des Bürgermeisters hat seine historischen Gründe: Harrisonville war Drehort für den Durchhaltefilm »The Day after«

xxx

Die Zahl der Erwachsenen und Heranwachsenden, die weder lesen noch schreiben können, nimmt weltweit ständig zu. Der Generaldirektor der Erziehungsorganisation der Vereinten Nationen (Unesco), Amadaou Mahtar M'bow, erklärte jüngst, die Zahl der über 15 Jahre alten Analphabeten auf der Welt betrage schätzungsweise 820 Millionen - etwa ein Viertel der erwachsenen Weltbevölkerung. Nach Angaben des statistischen Büros der Unesco belief sich die Schätzung im Jahre 1970 noch auf 760 Millionen. bis Ende des Jahrhunderts dürften es 900 Millionen sein. Nach vorsichtigen Schätzungen könnte das Analphabetentum auf der ganzen Welt mit einem Aufwand von 160 Milliarden Dollar beseitigt werden. Das sei, so M'bow, ein Viertel dessen, was allein im Jahre 1982 weltweit für die Rüstung ausgegeben wurde. Er ließ unerwähnt, welchen Einfluß die Anstrengungen der Welthungerhilfe auf diese Relation haben.

Sie sind wieder da

Die . berühmt-berüchtigten Green Berets, die vor zehn Jahren, nach dem Vietnam-Krieg, aufgelöst worden waren, sind wieder auferstanden. In Fort Lewis im Staat Washington wurde jetzt eine Einheit von 776 Mann gebildet. General Lerry Sudda, zuständig für Spezialeinheiten aller Art, erklärte den Mitgliedern dieser Einheit, daß es ihre Aufgabe sei, dem sowjetischen Expansionismus ebenso entgegenzutreten wie all den Bewegungen, die sich unter dem Begriff »Befreiungskriege« tarnen.

Revanchefoul

Wenn demnächst die US-amerikanische Ski-Hersteller zusammenbrechen, dann soll keiner sagen, er hätte es nicht gewußt: Weil die USA die Einfuhr von Spezialstahl aus den EG-Ländern drastisch eingeschränkt hatten, konnte das Europäische Imperium nicht umhin, unmittelbar zurückzuschlagen und gewissen chemische Produkte aus den USA mit Zusatzzöllen zu belegen und gleichzeitig die Einfuhr von bestimmten Sportartikeln - hauptsächlich Skier und Sportkleidung - einzuschränken. Dahinter steckt schon ein kluger Head.

Alles Gefühlssache

Mit einem Gürtel und einer Gehwegplatte hat ein 23jähriger Mann aus Raunheim (Kreis Gross-Gerau) einen 43jährigen Türken getötet. Nach den Ermittlungen der Rüsselsheimer Polizei waren die beiden Männer in einem Lokal in der Nähe des Tatorts in Streit geraten, weil sich der Deutsche von dem Türken beleidigt fühlte: Auf dem Nachhauseweg wurde der Türke von dem 23jährigen überfallen: Der Täter würgte sein Opfer mit einem Gürtel und schlug mit einer Gehwegplatte auf ihn ein.

Unauffällig

»Mit einem T-Shirt, das Adolf Hitlers Konterfei mit Hakenkreuzbinde inmitten einer Europakarte zierte« - so dpa - wurde ein 25jähriger in Nürnberg gestellt. Er fiel der Bahnpolizei bei einer Schlägerei auf. Nicht wegen des T-Shirts. Gegen den T-Shirt-Träger, den Verkäufer und Inhaber eines Ladens, in dem der 25jährige das Hemd, das den Aufdruck »Adolf Hitler 1939-1945 European Tour« trug, gekauft hatte, wurde ein Ermittlungsverfahren wegen der Verwendung von Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen eingeleitet. Der Aufdruck soll im Ausland (DDR? Anm.d.Red.) gefertigt und in die Bundesrepublik eingeführt worden sein.

Großzügigkeit

Der US-amerikanische Präsident RR hat damit gedroht, all die Erlöse aus seinen alten Filmen wohltätigen Zwecken zur Verfügung zu stellen. Ein Journalist der »Chicago Tribune« hat sich die Mühe gemacht, die Erlöse aufzuspüren. Sie beliefen sich im Jahre 1982 auf den stattlichen Betrag von dreißig Dollar.

Konkret 11/84, S. 12

Heimspielplätze

Heimat ist der Ort oder das Land, wo man geboren oder aufgewachsen ist oder wo man sich durch ständigen Aufenthalt zu Hause fühlt, beheimatet ist. Dazu gehören Menschen, die Familie und die Freunde, die Verbundenheit mit Nachbarn oder Mitbewohnern, die Vertrautheit mit dem eigenen Dorf, der Stadt, der Region, Erinnerungen an das Elternhaus, die Schule und die Kirche. Dazu gehört die Bindung' an Werte und die urtümlichen Lebensformen unserer Heimat. Heimat ist hergeleitet vom Wort Heim, von Haus und Hof, von Erbe und Eigen. Jenseits aller Besitztitel erinnert Heimat an das unveräußerliche Recht eines jeden Menschen, einen Ort zu haben, dem er sich zugehörig fühlt und an dem er Geborgenheit findet. Heimat gibt Antworten auf die Frage: Wer bin ich, woher komme ich, wie wurde ich zu dem, der ich bin?

Kanzler Kohl am 2.9.1984 in Braunschweig

Konkret 11/84, S. 14

Michael Schilling

Die Offenbarung des hl. Johnny

Die Verhältnisse in den USA sind so hoffnungslos, daß beten allein nicht mehr reicht. Es muß auch noch gejauchzt und gejubelt werden. Michael Schilling bringt die Botschaften auf einen Nenner

Selig ist der da wachet/und helt seine Kleider/das er nicht blos wandele/und man nicht seine Schande sehe. Und er hat sie versamlet an einen Ort/der da heisst auf Ebreisch Harmagedon.

Die Offenbarung S. Johannis

And this is what he said on his way to Armageddon: Good bye Mom, I'm off to drop the bomb

Tom Lehrer

Neunmal, mittlerweile, hat der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika und also der Typ, der als »mächtigster Politiker der Welt« apostrophiert wird, davon gesprochen, daß er an »Armageddon« glaube. Vor einem Jahr erzählte Ronald Reagan einem Juden: Ach kehre zu Ihren Propheten im Alten Testament zurück und zu den Zeichen, die das Armageddon ankündigen, und ich frage mich, ob wir nicht die Generation sind, die das erleben wird. Ich weiß nicht, ob Sie in jüngerer Zeit irgendeine dieser Prophezeiungen bemerkt haben, aber glauben Sie mir, sie beschreiben sicher die Zeiten, in denen wir leben.«

Zum besseren Verständnis: Ronald Reagan ist jetzt 73 Jahre alt; die Prophezeiung, deren Wahrwerden er noch erleben will, stammt von dem Seher Johannes von Patmos (erstes Jahrhundert nach Christus, ganz altes Testament), dessen »Träume, Gesichter und Bilder« schon Martin Luther nicht geheuer waren; in seiner »Offenbarung« beschrieb dieser Johannes den kommenden Untergang Babylons (»Und es kam einer von den sieben Engeln, die sieben Schalen hatten, redete mit mir und sprach: Komm, ich will dir zeigen das Gericht über die große Hure, die an vielen Wassern sitzt ... «) und die Rettung der Gerechten, die auf dem Berg von Megiddo, einer Stadt in Palästina, Zuflucht finden; (obwohl er weder Prophet sein wollte, noch, den Sigmund Freud gelesen haben konnte, übersetzte Luther das Hebräische Harmageddon, das ganz einfach: Berg von Megiddo hieß, richtig falsch in: »verdampte Krieger, verfluchte Rüstung oder unglückselige Kriegsleute«); die »große Hure, die an vielen Wassern sitzt«, braucht nicht geraten zu werden: es ist »the focus of evil in the modern world«, das Zentrum des Bösen, die Sowjetunion (nebst allen ihren Filialen von Managua bis Bonn/Ollenhauerhaus).

Die Versuchung ist groß, Reagans Glaubensbekenntnis als das Geseire eines alten bigotten Deppen abzutun. An den Harmageddon glauben doch bloß die Zeugen Jehovas! Es werden keine sieben Engel kommen, und niemand wird das atomare Inferno auslösen! Keine Angst, Rosmarie, wir lassen uns das Leben nicht verbittern!

Darf man wirklich annehmen, die größte Militärmacht der Welt ließe einen Mann an den roten Knopf, dessen Glaubenssätze sie nicht teilt? Muß man nicht fürchten, die Vision ihres Präsidenten vom Weltenbrand und der Errettung einiger Auserwählter sei das Produkt sehr realer Ängste einer Nation, die das Ende vor sich sieht.

Das Ende? Sechs Millionen neuer Arbeitsplätze sind unter der ersten Präsidentschaft Reagans entstanden; der Dollar steht hoch wie nie; ein »neuer Patriotismus« überflutet das Land; Fleiß, Anstand und Religion überall, »nationale Euphorie«, wie ein Kommentator schrieb. Und da hilft wieder der Duden weiter: »Euphorie«, sagt der, sei »das subjektive Wohlbefinden Schwerkranker«.

Tatsächlich ist die Situation der USA hoffnungslos, das Gejauchze und Gejuble, das Gebete und Geprotze nur gewendete Verzweiflung, ein letztes Mal. Die Quellen des Reichtums, auf dem die USA ihre gesellschaftliche Ordnung bauten und erhielten, versiegen. Die Völker Lateinamerikas, Asiens und Afrikas wollen nicht mehr das ausbeutbare Sub-Proletariat der US-Konzerne sein - schlimmer: selbst wo einige herrschende, von den US-Kolonialisten korrumpierte Diktatoren und ihre Cliquen noch wollten: sie können nicht mehr. Argentinien, Brasilien, Mexiko - um drei der großen Quellen des US-Reichtums zu nennen, sind nicht mehr in der Lage, die Couponschneider der Wall Street zu bedienen. Sie tun noch so, und die andern tun auch so, als seien die überfälligen Zahlungen nur vertagt - in Wahrheit sind die Zins- und Rückzahlungsforderungen uneinbringlich, wie der Buchhalter das nennt. Nicht einmal militärische Intervention hülfe da weiter: mehr als sich für Hungerlöhne zu Tode schuften können auch die Argentinier nicht. Wer reich ist, weil er von Argentinien zu Silvester vertragsgemäß 50 Milliarden Dollar zu bekommen hat, wird aufs neue Jahr mit Selters anstoßen.

Weil aus den Latinos und anderen »Farbigen« nicht mehr genug herausgepreßt werden kann, nimmt sich das US-Kapital seit Reagans erster Wahl das eigene Proletariat härter vor. Oberall im Land mußten die eh meist schwachen und braven Gewerkschaften massiven Lohnsenkungen zustimmen, teilweise bis zu zwanzig Prozent und mehr. Allein zwei der stolzen sechs Millionen neuer Arbeitsplätze wurden von Imbißketten eingerichtet - vorwiegend zum Mindestlohn von 3,55 Dollar

die Stunde (was einer Kaufkraft von sechs bis acht Mark entspricht). 35 Millionen US-Bürger leben unterhalb der sog. Armutsgrenze. Vierzehn Millionen sind in den letzten Jahren aus dem Statistikbereich »Mittelstand« nach unten gefallen. Die Arbeitslosenquote liegt, wie jetzt allgemein gerühmt wird, bei »nur« 7,6 Prozent.

Und noch eine Zahl: 70 Prozent der beschäftigten US-Bürger sind im Dienstleistungsgewerbe tätig, nur 30 Prozent produzieren Waren; im Jahre 1990 soll das Verhältnis 75 zu 25 sein. Und wer produziert? Wenigstens ihre Atomwaffen werden sie doch noch selber machen!

In der hier beschriebenen Zeit sind die letzten Reste demokratischer Opposition verschwunden. Nur noch 23 Prozent der in der Privatwirtschaft Beschäftigten gehören einer Gewerkschaft an; die Medien werden von den Scharlatanen der TV-Churches beherrscht; die Auditorien der Universitäten jubeln Ronald Reagan zu, 60 Prozent aller Frauen unter Dreißig wollten ihn wählen. Der Weg von Woodstock zur »Operation Gold« war bemerkenswert kurz. Das »andere Amerika«, an das die westdeutsche »Neue Linke« einst so innig glaubte, ist in einem nationalistischen Taumel ersoffen, der den Vergleich mit den bekannten Anwandlungen der Heim-ins-Reich-Zeit nicht zu scheuen braucht.

Vier weitere Jahre Reagan werden das Tempo verschärfen: immer weniger Ausbeute aus der Ausbeutung anderer Länder; immer mehr Millionen verarmter Proleten und depravierter Mittelständler; immer größerer Zulauf zu den Predigern der «moral majority«; immer schrillere Töne des Nationalismus; immer stürmischeres Verlangen, die privaten Erniedrigungen in nationalen Hochgefühlen zu vergessen.

Ein paar militärische Exkursionen nach Lateinamerika, ein kleiner Völkermord hie und da werden die Qual lindern (es kann ja nicht jedes Jahr Olympiade in Los Angeles sein; daß sie in diesem Jahr dort war, hat den Sandinisten noch einmal das Leben gerettet); aber die Forderung heißt Brot *und,* nicht Brot *oder* Spiele, die Leute wollen auch was zu beißen. Das jedoch gibt es in erforderlicher Menge nur noch zwischen Heidelberg und Moskau, wobei man vielleicht die einen braucht, um mit den anderen fertigzuwerden - aber so dringend, wie die denken, auch wieder nicht.

Die Zeichen beschreiben die Zeiten, in denen wir leben. Die USA haben für die nächsten vier Jahre einen greisen Präsidenten, der glaubt, daß seine Generation das Ende der Bösen und die Rettung der wenigen Guten erleben wird. Die Nation gibt ihm alle Mittel an die Hand, seinen Traum zu erfüllen. Die Zeugen Jehovas rechnen mit 144.000 Überlebenden - viel mehr werden die Atombunker nicht erreichen. Deshalb kommt es in den nächsten Jahren vor allem darauf an, daß die deutsch-amerikanische Freundschaft keinen Schaden nimmt - durch Leute etwa, die sich über die Aufstellung atomarer Waffen mokieren. Vielleicht kriegen unsere Gerechten dann auch ein paar reservierte Plätze auf dem Berg von Megiddo.

Konkret 11/84, S. 16

Ziemlich vertraulich

Wie ein Sonderbotschafter des Weißen Hauses den Parteiführungen von SPD, CDU und CSU die Meinung seines Präsidenten geigte

William E. Griffith, Professor am berüchtigten Massachusetts Institute of Technology, ist Mitglied des Beraterkreises der US-Regierung. Im Frühjahr 1984 schickte ihn das Weiße Haus in die Bundesrepublik, mit einer Sondermission: Griffith sollte den führenden Außenpolitikern der Bonner Parteien mal ganz deutlich sagen, was Sache ist - deutlicher als das im diplomatischen Verkehr zwischen Regierungen möglich ist. Orte der Handlung waren die Friedrich-Ebert-Stiftung (SPD), die Konrad-Adenauer-Stiftung (CDU) und die Hanns-Seidel-Stiftung (CSU). Bei jedem Auftritt wurde vereinbart, die Öffentlichkeit nicht zu informieren. Ein KONKRET-Leser, der die Veranstaltung bei der Friedrich-Ebert-Stiftung miterlebte, schickte uns den folgenden Bericht:

Verhältnis USA - Europa: Griffith sagte, der sich entwickelnde amerikanisch-japanische Technologieverbund, der chinesische Markt und das chinesische Potential an Menschen und Territorium sowie der asiatisch-pazifische Raum als potentieller Kriegsschauplatz seien für die USA Fakten von wachsender Bedeutung: »Europa und die Existenz Europas werden damit für die USA zusehends unwichtiger.« Die Europäer sollten das wissen und nicht noch selbst dazu beitragen, daß sie für die USA an Bedeutung verlieren. Sie sollten die Auffassungen in den USA ernstnehmen, daß die Amerikaner ihre Hände von Europa wegziehen könnten. An der militärischen Lage würde das übrigens nichts ändern. Die Europäer sollten damit aufhören, schon ihren Kindern Kriegsfurcht einzuflößen. Ob und wann es zu einem Krieg in oder um Europa komme, hänge sowieso nicht von den Europäern ab.

Verhältnis zur Sowjetunion: Griffith nannte als grundlegendes Prinzip der Ostpolitik seines Präsidenten: »Es kommt uns allein darauf an, die Nr. 1 in der Welt zu werden« - und zwar unter allen Umständen und so eindeutig und unbestritten, daß »wir die Preise diktieren« können. Das sei der Kernpunkt von Reagans Politik, alles andere sei Beiwerk.

Zur Zeit finde in den USA der größte Technologieschub ihrer Geschichte statt. Das Problem der Weltraumwaffen sei theoretisch gelöst, die praktische Umsetzung sei nur eine Frage der Zeit. Griffith: »Das Ziel besteht darin, den Sowjets sowohl ihre Erst- als auch ihre Zweitschlagskapazität zu nehmen.« Er könne nicht sagen, ob das zu einer militärischen Auseinandersetzung mit Moskau führen werde, aber eines müsse den Europäern klar sein: »Die Administration wird sich durch europäische Befürchtungen nicht von ihrer Linie abbringen lassen.«

Verhältnis zur Bundesregierung: Es sei bedauerlich, daß Befürchtungen gegenüber der Weltraum-Rüstung nicht nur von der SPD und der sogenannten Friedensbewegung kämen. Daß Verteidigungsminister Wörner in diesem Zusammenhang von der Gefahr einer Destabilisierung gesprochen habe, zeige nicht nur Unverständnis für die Politik der USA, sondern auch für den Sinn und Zweck des gesamten Bündnisses. In der Washingtoner Administration habe man sich gefragt, ob der Bonner Verteidigungsminister nicht überfordert sei. Mitglieder der Bundesregierung und auch Bundeskanzler Kohl sprächen zu oft von einer besonderen deutschen Verantwortung für den Frieden. Das sei nationale Selbstüberschätzung. Deutschland sei politisch und militärisch »eine europäische Mittelmacht«, die sogar in Gefahr stehe, »eine mittelmäßige Mittelmacht« zu werden.

Dennoch gebe es deutsche Politiker, wie Strauß und Todenhöfer, die sich bezüglich atomarer Waffen von den USA unabhängig machen wollten. Sie sollten ihre Gedankenspiele begraben. Eine deutsche Verfügung über atomare Waffen, auch auf dem Umweg über eine Teilhabe an der französischen »force de frappe« liege nicht im Interesse der USA. Deshalb »bleiben die Pflichten und Rechte im Bündnis so, wie sie jetzt geregelt sind«.

Zur Abrüstung: Es löse immer wieder »Irritationen« in der Administration aus, wenn sie von deutschen Politikern zu Gesprächen mit den Sowjets über Rüstungskontrolle gedrängt würden. Die Wende Reagans zu einem neuen Anlauf für Abrüstungsgespräche mit Moskau sei rein wahltaktischer Natur: An Wirklichkeit will der Präsident keine Gespräche« - und das werde sich auch so bald nicht ändern. Der Präsident brauche deshalb auch keine deutschen Ratschläge.

Wohin so etwas führen könne, habe man an den Genfer Verhandlungen gesehen. Diese seien für die US-Regierung »ein reines Alibi« gewesen; sie habe »nie daran gedacht, irgendeine Lösung anzuvisieren, auch keine beiderseitige Null-Lösung«. Es sei für die USA unverzichtbar gewesen, atomare Mittelstreckenraketen in Europa zu stationieren, unabhängig davon, ob die Sowjetunion über solche Waffen verfügt oder nicht. Die Stationierung sei für die USA ein Schritt auf dem Weg gewesen, die Nr. 1 zu werden.

»Den Unsinn mit den Genfer Verhandlungen«, so Griffith wörtlich, »haben uns die Europäer eingebrockt. Wem.

uns gegangen wäre, hätten wir erst gar nicht damit angefangen.« Der US-Delegationsleiter in Genf, Nitze, habe die Verhandlungen ernstgenommen, weil er »nicht alle Tassen im Schrank hat«. Die Sache mit dem Waldspaziergang sei ein »Schwachsinn« gewesen, der auch nur bei einem »so aufgeweichten Intellektuellen« vorkommen könne. Meinungsumfragen hätten ergeben, daß siebzig Prozent der amerikanischen Frauen gegen eine Politik der Stärke seien. Das müsse Reagan im Wahlkampf berücksichtigen. Aber das solle nicht ernstnehmen.

Zur Deutschlandpolitik: Die US-Administration unterstütze zwar die Deutschlandpolitik der Bundesregierung, aber nur insoweit, wie sie der inneren Stabilität der Bundesrepublik diene und nicht die ostdeutsche Position stärke. Das ostdeutsche Regime durchlaufe aus amerikanischer Sicht einen Emanzipationsprozeß und gewinne wachsenden Einfluß auf Moskau. Das müsse man beachten; das dürfe aber nicht dazu führen, daß die DDR mit ihrer Politik »nicht nur Teile der SPD, sondern auch Teile der CDU/CSU einfängt«.

Kohls Haltung habe auch hier zu »Irritationen« geführt. Die Administration habe deshalb schon auf ihn eingewirkt, die Ziele seiner Deutschlandpolitik klarer zu artikulieren und von dem abzugrenzen, was »von Sozialdemokraten und anderen Kräften hier getrieben wird«. Die Administration habe auch Zweifel an der Richtigkeit eines Besuches von Honecker bei Kohl angemeldet. Eine Politik der Annäherung und des Ausgleichs mit Ostdeutschland verwische nur die klaren Konturen des Bildes von den kommunistischen Staaten als totalitäre Systeme, wie es die Regierung Reagan sehe und wiederhergestellt habe.

Zur SPD: Die Administration wisse und habe sehr gutes Material darüber, daß der Antiamerikanismus in der Bundesrepublik wachse und geschürt werde. Verantwortlich dafür seien neben der Friedensbewegung und den Grünen auch die Linken in der SPD wie Brandt und Bahr. Die Politik der SPD sei »eine Mischung von Nationalismus und Neutralismus, mit Tendenzen zur Finnlandisierung«. Der Hauptverantwortliche für diese Politik sei Egon Bahr; er müsse »aus der sozialdemokratischen Politik eliminiert« werden, wenn das Verhältnis zwischen SPD und USA nicht völlig zerstört werden solle. Bahrs Hauptfehler sei die Überschätzung der deutschen Möglichkeiten. Damit sei er im Denkansatz den Nationalsozialisten nahe. Gleichzeitig unterschätze er die USA. Auch das sei eine typische Erscheinung im Nationalsozialismus gewesen.

Die SPD bleibe für die USA dennoch einer der wichtigsten politischen Faktoren in Deutschland. Aber die USA seien eine Großmacht, die SPD derzeit nur »eine mittelmäßige Partei einer zur Mittelmäßigkeit tendierenden Mittelmacht«. Zu einer staatstragenden Partei könne die SPD nur wieder wer den, wenn sie ihre Führung verändere.

Zu den Grünen: Griffith nannte die Grünen »absolut verantwortungslos«. Es sei ein Unding, ihnen auch nur in Länderparlamenten politische Mitverantwortung einzuräumen, wie es die SPD tue. Wenn es im nächsten Jahr in Berlin zu einem Bündnis von SPD und Grünen kommen sollte, sei mit einem amerikanischen Veto zu rechnen. In Berlin hätten die USA kraft ihrer besonderen Rechte die Möglichkeit dazu; in Berlin hätten sie ja auch die NPD verboten.

Konkret 11/84, S. 22

Wolfgang Pohrt

Heimat

Sit mit dem Weltmarkt eine Weltgeschichte und eine Weltliteratur entstanden sind, seit Weltstars und Weltrekorde das Interesse des Publikums noch im letzten Winkel der Erde fesseln, ist Heimatverbundenheit die schönfärberische Umschreibung der Unfähigkeit einer Branche, beim internationalen Konkurrenzkampf mitzuhalten, und dies ist einer der Gründe dafür, warum es neben den traditionell protektionistisch gesonnenen Landwirten neuerdings hauptsächlich die bundesdeutschen Unterhaltungskünstler sind, welche ihre Liebe zur Heimat auf den Lippen führen.

Seit die internationalen Zentren von Luxus, Macht, Reichtum, Mode, Wissenschaft und Kunst jeden reizen und fast keinem zugänglich sind, verbringen gerade die Ambitionierten ihr Leben häufig in dem Gefühl, als verkannte Talente dort versauern zu müssen, wohin der unglückliche Zufall ihrer Herkunft sie verschlagen hat. Ihr Trostwort heißt Heimat: ein freundlicher Name für Resignation, Mißerfolg und Verbannung. Und dies ist der Grund, warum die heimatliebenden Filmer und Schriftsteller gerade unter den Angehörigen der gebildeten Stände so viele Anhänger finden können.

Die ostentative Erklärung einer Liebe zu Land und Leuten nämlich, die man sich beide nicht hat aussuchen können; ferner die Betonung der Verbundenheit mit etwas, wovon man nachweislich selbst beim besten Willen und unter größten Anstrengungen nur sehr schwer und mit viel Glück loskommt; schließlich die Glorifizierung des Selbstverständlichen und die Tendenz, sich unter Absingen lauter Lobeshymnen aufs Unvermeidliche in dieses Unvermeidliche zu schicken, welches die Heimat für die meisten Leute darstellt - dies alles läßt ahnen, wie verhaßt den Menschen sein muß, was sie - klein, aber mein - ihr Heim oder ihre Heimat nennen.

Wenn der Mensch seine bürgerliche Bestimmung erfüllt, sich nach einer zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Jugend unter Preisgabe seiner Illusionen allmählich in eine verkrachte Existenz zu verwandeln, entsteht eine Melancholie, wie man sie in den Krimis von Chandler findet. Wird solche Melancholie durch die gräßliche Pfefferkuchenweisheit übertüncht, daß es am besten sei, daheim zu bleiben und sich redlich zu nähren, so entsteht jene Verbitterung, die einem aus der Heimat entgegenschlägt. Erst durch den Zugang, daß man in den Dörfern und Kleinstädten seine Heimat erblicken und sie lieben muß, werden die häufig recht komfortablen Wohnorte zu jenem Schauplatz verschlagener Dummheit und grausamer Gehässigkeit, als welche sie erfahren und in der Literatur immer wieder beschrieben wurden. Erst wenn die Leute durch allzu plumpe Lügen ihren eigenen Verstand verhöhnen, neigen sie dazu, tätlich zu werden, wie unter anderem das unter dem Spitznamen »Fest der Hiebe« bekannte Weihnachtsfest beweist.

In der Vergangenheit war deshalb die von den Verlierern durch Heimattümelei selbst verschuldete Verschlimmerung ihres Leidens stets nur die Vorbereitung auf den Tag, wo man sich für alles Elend an Fremden, Juden etc. rächen würde. Neben der Lust am Verfolgen wurde dabei ein Privileg genossen, welches aus dem banalen Menschenrecht, irgendwo zu wohnen, geworden war, weil man es anderen Menschen genommen hatte - wie überhaupt die Wertschätzung der Seßhaftigkeit an einem Ort gebunden ist an die Existenz herumgejagter Menschenmassen.

Auch diesmal wie der wuchs in der Bundesrepublik noch schneller als die Heimatliebe selber der Wille, eine solche Liebe zur fernen eigenen Heimat in die Herzen der in der BRD lebenden Ausländer einzupflanzen und sie zusätzlich mit Heimkehrerprämien zur Heimkehr zu bewegen, was unbemerkt schwere Folgen insofern hatte, als gerade nach diesem Denkschema die deutschen Heimatvertriebenen keine sind, wurden sie doch als Deutschstämmige durch die erzwungene Flucht nur zurückgeführt ins Land ihrer Väter, und in diesem Sinne die wahre Wiedervereinigung der Deutschen in genau dem Augenblick stattgefunden hat, wo sie vermeintlich geteilt wurden.

Auch diesmal hat die angebliche Liebe zur Heimat, zur Tradition, zum Brauchtum und zu den (anderen) kleinen Leuten nicht dazu geführt, daß man nun gemeinsam seine Flitterwochen an langen Holztischen in großen Festzelten feiert, um dort zu schunkeln, aus Leibeskräften »AmBrunnen vor dem Tore« zu singen, Sauerkraut zu essen, viel Bier zu trinken und dabei friedlich und fröhlich zu sein, was zwar sehr lästig, aber ebenso harmos wäre. Auch diesmal war der erklärte Vorsatz, woran niemand als nur man selber sich gehindert hatte - nicht als Liebeserklärung an die Landsleute gemeint, sondern als Kriegserklärung an jene zu lesen, die man als nicht zur Heimat Gehörige identifizieren würde.

Im Unterschied zu früher freilich, wo man in Deutschland die Macht besaß, dem bösen Willen auch die Tat folgen zu lassen, muß man das Unglück, welches man anrichtet, nun auch selber ausbaden. Als aktionsgehemmte schlägt die von der Heimattümelei freigesetzte destruktive Energie gewissermaßen auf ihren Urheber zurück wie ein Magengeschwür, und das Resultat ist jene fortschreitende Gehirnerweichung bei den hiesigen Kulturträgern, die durch zwei beispielhafte Episoden aus dem bundesdeutschen Geistesleben illustriert werden soll.

Als Günter Grass und seine Mitplauderer neulich wieder eine jener Zusammenkünfte hatten, deren Zweck hauptsächlich darin besteht, Kopien des Gesprächsprotokolls der »Zeit« zum Seitenfüllen, dem Bundespräsidenten zur Kenntnisnahme

und dem Bundesarchiv zur Verwahrung zu überlassen, da hatte sich das literarisch -akademisch gemischte Schattenkabinett diesmal die Preisfrage gestellt, ob es neben niederen Beweggründen auch ein edles Motiv für die originelle Ansicht geben könne, daß der Wald besser nicht eingehen solle. Der versammelte Sachverstand fand heraus, daß als Folge vertrocknender Wälder neben dem ökonomischen und dem ökologischen Verlust ein weiterer zu beklagen sei. Er erklärte: »Darüber hinaus wird aber ein zusätzlicher Verlust an Kultur entstehen, der nicht wiedergutzumachen ist« - worauf man nun einerseits, Marx variierend, fragen kann: Wenn die Kultur der Deutschen jenseits der Kultur in den deutschen Wäldern angesiedelt ist,

wodurch unterscheidet sich dann die Kulturgeschichte der Deutschen von der Kulturgeschichte der Wildsau? Und woraufhin man andererseits Grund hat, sich Sorgen um den Geisteszustand des gläubigen Zeitungslesers zu machen, dem Carstens erst kürzlich versichert hatte: »Die deutschsprachigen Gebiete Böhmens und Mährens waren Kernlandschaften deutscher Kultur«, und der nun ratlos vor der Frage stand, ob er seine Kultur im Wald oder in Mähren finden würde.

Zweiter Fall: Als der Biennale-Chef in seiner Eigenschaft als Aquisiteur des Festivals nach einem Aufenthalt in der BRD kampflos den überstürzten Rückflug angetreten hatte, weil ihm Edgar Reitz' Heimat-Film-Monster im Umfang von vier Wagner-Opern, aber ohne Musik angeboten worden war, und weil er die Materialschlacht nicht durchstehen wollte, da schickten die drei ewig unerfüllt gebliebenen Hoffnungen des neudeutschen Films, Alexander Kluge, Volker Schlöndorff und Margarethe von Trotta, dem Flüchtling ein in kameradschaftlichem Ton gehaltenes Telegramm hinterher, um den Defätisten moralisch wieder aufzumöbeln. Sie kabelten: »Heimat, der Geburtsort, ist für jeden Menschen der Mittelpunkt der Welt«, womit die Entbindungsstation zum biographischen Angelpunkt geworden und die Lebensphilosophie des Dorf-Deppen in der BRD als dominierende Kunstauffassung durchgesetzt war.

Noch die Worte des Kanzlers im Ohr, der den Vertriebenen in Braunschweig zugepfälzert hatte: »Heimat ist ein in keine andere Sprache übersetzbares deutsches Wort«, mußte der halbwegs zu logischen Schlüssen fähige Zeitungsleser also zur Auffassung kommen, ein unübersetzbares deutsches Wort für Entbindungsstation sei der Mittelpunkt der Welt für jeden.

In der Entwicklung des deutschen **Heimat**gedankens seit 1945 lassen sich drei Phasen unterscheiden.

I. In der ersten Phase herrscht allgemeine Heimatlosigkeit. Die Flüchtlinge sind heimatlos, weil sie aus ihrer **Heimat** vertrieben wurden. Die Einheimischen sind **heimatlos,** weil man ihnen Flüchtlinge einquartiert hat und sie sich im eigenen **Heim** deshalb wie Fremde fühlen. Alle zusammen sind **heimatlos,** weil das Reich zusammengebrochen ist.

Mit dem Titel **»Heimatlos«** auf Polydor wird Freddy Quinn zum beliebtesten Schlagersänger. In jeder seiner Nummern, ist er **heimat**los wie alle. Im Unterschied zu allen ist er es als einzelner, mal als Seemann, mal als Legionär. Das Schicksal der Vertriebenen, die wie verschreckte Hühner vorm Iwan Reißaus genommen haben, erhält dadurch eine gewisse heroische Note.

II. In der zweiten Phase haben alle ihre **Heimat** gefunden: die Reichen im Tessin, die Rentner auf Mallorca, die Urlauber in Spanien, die Akademiker in der Toscana, die Freaks in Indien, die Aussteiger in Griechenland, die Linken auf Cuba.

Fremd nämlich ist das, wo man die Suppe bezahlen muß, und bei den Preisen in Griechenland konnte dort jeder deutsche Kneipenbesucher sich als Familienmitglied betrachten. Schlechte Zeiten also für die Vertriebenenverbände. Schlechte Zeiten auch für Freddy Quinn. Er geht stempeln.

III, Mit der ersten Ölkrise bahnt sich die dritte Phase an. Durch das ängstliche Starren auf die heimischen Kohlevorräte verengt sich bald das Gesichtsfeld, mit dem Ethnozentrismus-Artikel des vormals begeisterten Wahl-Cubaners Enzensberger beginnt die Epoche der schrumpfenden Horizonte.

1978 erscheint ein Bodensee-Buch mit dem keineswegs ironisch gemeinten Titel **»Heimatlos**«. Lobredner: Martin Walser.

1979 publiziert die linke Literaturzeitschrift »die horen« ein Heft zum Thema **»Heimat -** Umwelt - Utopie«. Der Jahreskongreß der »Deutschen Gesellschaft für Volkskunde« steht unter dem Motto **»Heimat** und Identität«. Der Aufmacher im Kultur-Teil des »Spiegel« Nr. 30/79 kommentiert: »Der Begriff **Heimat,** lange von organisierten Vertriebenen und völkischen Klüngeln vereinnahmt, erlebt eine überraschende Erneuerung - aus oppositionellem Geist. Was Umweltschützer, Protest- und Alternativgruppen emotional bindet, so fand die Frankfurter Ethnologin Ina-Maria Greverus heraus, ist die 'Suche nach **Heimat'.«**

1980 finden die Trend-setter den Anschluß. »Ästhetik & Kommunikation« publiziert **»Heimat -** Sehnsucht noch Identität«, einen Sammelband, weicher die Wiedervereinigung insofern vorwegnimmt, als es ihm gelingt, Peter 0. Chotjewitz und Hans Karl Filbinger zwischen zwei Pappdeckel zu bringen.

1982 beschließt der Bundestag, die »Erneuerung aus oppositionellem Geist« voranzutreiben. Er wählt einen von seiner Oggersheimer Herkunft fürs Leben Gezeichneten zum Kanzler.

1984 schließlich ist das heiße Eisen kalt genug geworden. Noch fünfjährigem Reifungsvorgang wird aus dem Aufmacher im Kultur-Teil des »Spiegel« endlich eine Titelgeschichte.

Konkret 11/84, S. 25

Hermann Peter Piwitt

Neu Venedig

Gepflegte Gemütlichkeit im propren DDR-Sozialismus

Herausgeputzt hat sich die Stadt zwischen Alexanderplatz und Friedrichstraße. Richtig schnieke ist sie geworden. Fast ein bißchen zuviel des Guten. Nachts, bei der üblichen Festbeleuchtung, sieht sie bald aus wie Rom. Nach der Evakuierung. Nicht einmal mehr anheimelnd riechen tut es wie früher. Und wo ist sie hin, die 'Raabestube' an der Jungfernbrücke? Das gebenedeite sanfte Elend, schönes Pißgewölk aus dünnem Bier, als die Bockwurst am 1. Mai für einen aus dem Westen noch 20 Pfennig kostete und ein fester Posten war in der Jahreslebensmittelbedarfsplanung eines FU-Studenten von vor 63? Die himmlischen Reisen in der alten S-Bahn, drei-, viermal den Ring ohne auszusteigen, mit einer Flasche Klaren im Arm...

Und nun: Wieviele schöne neue Terrassen-Cafés mit Grün drumrum. Brunnen. Und der Kaffee, Frau Sommer, wirklich hochanständig. Und die Bedienung freundlich. Und die Kaufhäuser.. also mir täts reichen. Und die Leute, - irre ich mich, oder sind die wirklich unaufgeregter, weniger fickrig und dicketuerisch als bei uns? Oder nur wurschtig, selbstzufrieden, weil ihnen niemand was wollen kann?

»Drüben« gewesen war ich zuletzt vor sechs Jahren. In Schlesingers Wohnung in der Leipziger Straße hatten wir uns einander was vorgelesen. Und zum Schluß hatte Bettina Wegner das Lied von den »kleinen Händen« gesungen, das Born dann immer das »Sado-Lied« nannte, oder auch das Kinderverzerrer-Lied, von wegen der kindlichen Körperteile, die da im einzelnen ... « ich meine, du verstehst schon: Schnippschnipp, hamham!« sagte er, »he?«

Und nun also auf ein neues. An Binsen und Schilfwäldchen vorbei, vorbei an Seerosenflächen und Vogelinseln, wo die Seeschwalbe brütet, tuckert der kleine Kahn die Alte Spree aufwärts. Anderthalb Liter hat Haydn getankt, den Liter für Einsfünfzig, genug, um wenigstens ein paar der vielen Kanäle abzufahren, die »Neu Venedig« am Müggelsee durchziehen. Haydn ist ein dünner langer Mensch, der aussieht wie Lee van Cleef auf Rente: gemütlich, mit Witz in den Augen und immer noch ein bißchen auf dem Sprung. Eigentlich ist er in Moabit zuhause; aber dann nach dem Bau der Mauer blieb er wegen einer Frau drüben. Und nun hat auch er sein Häuschen wie Tausend andere hier, am Ufer. Ein ausgebauter und dann erweiterter Bootsschuppen: darauf hat er sich verstanden, als Maurer, ihn festzumachen und eine überdachte Terrasse danebenzusetzen. Die Räume innen, fichtenholzverkleidet oder Blümchentapete, dazu Schmiedeeisen, getönte Glastüren, bunte Glasbausteine, putzsauber das alles; und den passenden Kaffee dazu aus dem Westen hat eben die schlesische Schwiegermutter mitgebracht.

Da ist es und da: Kleine Rasen- und Gartenflächen zu beiden Ufern. Erlenumstandene Buchten, bevölkert von Bläßhühnern, die beim Näherkommen des Bootes über das Wasser davonlaufen. Riesige Birken und Weiden - und darunter: hier ein Verschlag, gerade genug, um am Wochenende »die Pulle auf den Gartentisch zu stellen«. Da eine Laube, zum »Jagdschloß« aufgemöbelt. Reinste Puppenhäuser. Winzige Pavillons, die wirklich nur zum Angucken sind. Und Datschen - bis hin zu den alten Vorkriegsvillen von Rahnsdorf. Und kein Grundstück, das nicht sein Segel-, sein Motorboot am Steg liegen hätte, das kleine aus Glasfaser oder eine von den dicken Motorjachten mit den Spanngardinen vor dem Fenster, selbstgebastelt natürlich alles, nach Bauanleitung, Ehrensache.

Venedig im alten Sumpfgebiet an der Mündung der Spree in den Müggelsee. In den dreißiger Jahren vom »Arbeitsdienst« entwässert und kanalisiert. Die Ufer mit Pfählen befestigt, dazu Stichgräben... Rahnsdorf, Wilhelmshagen, Hessenwinkel heißen die Ortsteile.

Wer wohnt heute hier zwischen Edeltannen, Hollywood schaukeln und den alten ausrangierten Gaskandelabern, den Schinkellampen, die jeder Zweite wie ein Gondellicht im Garten stehen hat?

»Bis 64 zur Hälfte Westberliner, zum Wochenende«, sagt Haydn, »und sie haben dann verpachten können, nach hiesigen Bedingungen.« Und jetzt? »Nu, alles was gut und teuer ist: Handwerker, Müllmänner, Rohrleger, Bäcker, Musikprofessoren, Kellner - und einer von den 'Puhdies'. Der da zum Beispiel«, sagt Haydn und zeigt auf einen Mann, der eben an seinem Bungalow-Dach herumflickt, »das ist ein Fleischermeister. Was meinen Sie, was der Kohle hat! - Und die Truppe da, die da eben so komisch geguckt hat, als ihr sie fotografiert habt: Die sind mal eben kurz weg von der Arbeit, möcht ich wetten, um dem Nachbarn den Bootsschuppen bauen zu helfen.« Und wenns einer merkt? »Merkt aber keiner. Weils jeder mal macht.« Und wenn doch? »Dann gibts erstmal einen Verweis«. Und nach dem dritten? »Na, da muß es einer schon ganz schlimm getrieben haben. Da gabs zum Beispiel Leute, die haben die Schwarzarbeit firmenmäßig aufgezogen... So mit acht Mann hoch mal eben zum Wochenende ein ganzes Haus hingestellt. Also, das geht natürlich nicht. Andererseits: Ob der Stundenlohn fünf Mark am Tag ist oder zwanzig nach Feierabend, das macht schon was aus. Und dann gibts ja auch noch die Spezialisten, die, die nur für Westgeld arbeiten.« Er lacht: »Ich meine, irgendwoher muß es ja kommen, daß Honeckers gute Bürger sechshundert Mark einnehmen und tausend ausgeben!«

»Sie lachen«, sagt Haydn. »Aber besser doch so'n Sozialismus als gar keiner. Hab ich nicht recht?«

»Und von wegen 'Rübergehn'?«

»Also, von meinen Bekannten: keiner. Na ja, mal gucken, wies drüben aussieht, mittlerweile. Oder die Mutter besuchen. Die stirbt ja auch nur einmal im Leben. Aber von hier weg? Die haben ihre Freunde, ihre Arbeit, ihr Haus, ihr Einkommen, ihr Boot... Und dann: Schau'n Sie sich doch um: Ich fühl mich hier wohl!«

Es ist ein regnerischer Tag in der Woche, und kaum jemand ist außer uns unterwegs jetzt, auf den Kanälen. Sonst, zum Wochenende, ist hier ein Verkehr wie auf dem Alex; Haydn weiß das. Da haben die Haubentaucher nichts zu lachen. Und die Eisvögel. Und die Graureiher stehen auch nicht so still wie jetzt im Schilf. Sogar die »Bertolt Brecht«, der dicke Ausflugsdampfer, der eben die Wellen macht, ist heute nur halbvoll. Das prächtige Haus, an dem er eben vorbeischiebt, gehört einem Fotografen. Zur Hauptsaison steht er am Ufer und fotografiert die Gruppen an der Reeling beim Vorüberfahren. Und zwei Stunden später ist er schon wieder am Anleger zur Stelle, mit den fertigen Bildern ' Das habe übrigens sein Vater, in den zwanziger Jahren, auch schon so gemacht, sagt Haydn. »Fährt übrigens 'n Citroen, zu DM Dreiundvierzigtausend. Ost.« - Wer sagt da, Handwerk habe keinen goldenen Boden?

Auch der alte Fährmann der Müggelfähre macht seine letzten Fahrten in diesem Jahr. Die Aussicht, daß demnächst - wenn die Verhandlungen entsprechend ausgehn - Westler in Massen zu Sightseeing-Touren auf dem Wasserweg rüberkommen, behagt ihm gar nicht. »Und wenn sie dann erst mit ihren Privatbooten hier aufkreuzen - gute Nacht, Paradies!«

Ist es das denn - ein Paradies? Oder nur ein ausgepichter Schlupfwinkel vor der »Allgegenwart der Politik«? Und gesetzt, es wäre so: Was für ein passabler Staat ist das denn doch, daß er Groß und Klein so ein Reservat sichert? Denn auf einem so kostbaren Terrain wie Neu-Venedig säßen im Westen im Sicherheit längst nur noch Millionäre.

Konkret 11/84, S. 32

Konrad Ege

Gefängnisse im Sonderangebot

Die freie Marktwirtschaft macht auch nicht vor Gefängnismauern halt. In den USA mehren sich Privatunternehmen, die dem Staat zu Billigstpreisen Gefängnisse bauen und gleich auch noch betreiben. Mit der Kriminalitätsrate steigt auch die Profitrate

Fahnenschwenkende amerikanische »Patrioten« sehen Washington gerne als die »Hauptstadt der Freien Welt«. Sie ist die Gefängnishauptstadt der Welt. Nirgends sonst ist ein höherer Prozentsatz der Bevölkerung eingesperrt. Jeder 145. Bewohner dieser 640.000-Einwohner-Stadt sitzt. Die meisten Gefangenen sind Schwarze. Die Zahl der »Inmates«, wie das auf amtsamerikanisch heißt, steigt jährlich um etwa zehn Prozent.

Dieser Anstieg der Gefangenenzahlen ist nicht auf Washington begrenzt. Von 1982 auf 1983 stieg die Zahl der Häftlinge im Bundesstaat New Jersey beispielsweise um 13,6 Prozent und in Kalifornien um 136, Prozent. North Dakota hält den Rekord: 27,3 Prozent Steigerung in einem Jahr.

Das Justizministerium gab im August dieses Jahres bekannt, daß über 450.000 Männer und Frauen in den Gefängnissen des nationalen Bureau of Prison (»federal prisons«) und denen der einzelnen Staaten (»state prisons«) eingesperrt sind. Dazu kommen noch die ca. 250.000, die in den Gefängnissen der Landkreise (»jails«) und in Untersuchungshaft sitzen. In den letzten zehn Jahren hat sich die Zahl der Menschen in den 6661 Gefängnissen des Landes verdoppelt. (Auf die Gesamtbevölkerung umgerechnet, werden in den USA doppelt so viele Menschen eingesperrt wie in der Bundesrepublik und acht mal so viele wie in den Niederlanden.)

Die Landesregierungen und die Volksvertreter in Washington geben sich entsetzt über diesen Trend. Doch fast alle Bundesstaaten haben in den letzten zehn Jahren ihre Strafgesetze verschärft oder Freilassung auf Bewährung abgeschafft. In den Staaten Texas, Washington und West Virginia beispielsweise muß der Richter einem Antrag des Staatsanwalts auf eine lebenslängliche Strafe stattgeben, wenn der Angeklagte zum dritten Mal eines Schwerverbrechens (»felony«) schuldig gesprochen worden ist. Ein Schwerverbrecher kann sein: Besitz von Rauschgift, Scheckfälschung und Diebstahl.

Um ihre Verschärfung der Strafgesetze zu rechtfertigen, verweisen die Politiker auf die vielen Bürgerinitiativen, die sich für härtere Strafen stark gemacht haben. Parlamentarier und Gouverneure aller Schattierungen behaupten, sie müßten sich diesem »Druch von unten« beugen. Der erzliberale Senator Edward Kennedy und der erzkonservative Mormone aus Utah, Senator Orrin Hatch, Demokraten alle beide, setzen sich mit vereinten Kräften für ein neues Strafgesetz ein.

Die Nationale Crime Survey des Justizministeriums beweist jedoch, daß sich trotz des Geschreis über wachsende Kriminalität die Verbrechensrate im letzten Jahrzehnt kaum verändert hat. Geändert hat sich allerdings die Hautfarbe der Opfer dieser Verbrechen. Carol Berman, Direktorin der Anti-Gefängnislobby National Moratorium on Prison Construction: »Vor zehn, zwanzig Jahren waren es viel mehr Schwarze, die von den Verbrechen betroffen waren. Und diese Verbrechen sind meistens polizeilich gar nicht registriert worden«. Seit aber Weisse immer häufiger Opfer von Verbrechen sind, rutschen wüste Geschichten über Mord und Totschlag in die Schlagzeilen.

Verbrechen ist in den USA schon seit Jahrzehnten eines der großen sozialen Probleme. Pro Jahr werden fast ein Drittel aller Haushalte Opfer eines Verbrechens.

Es überrascht nicht, daß die braven Bürger eine einfache Lösung zum Problem suchen. »War on Crime«, Krieg das Verbrechen, heißt die Devise. Mit Gewalt ist man doch schon immer gegen Feinde vorgegangen - warum sollte es nicht auch diesmal funktionieren?

Die Losung, »Sperrt sie alle ein! « hat zudem noch die Funktion, daß sie die Kontrolle der Weißen über die Schwarzen stabilisiert. Sklaverei gibts eben immer noch. Sie ist laut Verfassung erlaubt »zur Strafe für ein Verbrechen, für das der Betroffene rechtskräftig verurteilt worden ist«. Entsprechend werden die Gefangenen auch behandelt. In den meisten Staaten kriegen sie ein paar Cents Stundenlohn; in anderen Staaten - wie zum Beispiel Texas, wo sie schwere Feldarbeit verrichten müssen - überhaupt nichts.

40 Prozent der Häftlinge sind Schwarze. Besonders hoch ist die Zahl der Gefangenen unter jungen schwarzen Männern: 4,5 Prozent der schwarzen Männer zwischen 20 und 29 sind im Gefängnis. Irwin Waller, ein Kriminologe an der University of Ottawa hat die Inhaftierungsraten der USA und Südafrikas verglichen: In Südafrika sind 428 von 100.000 Schwarzen im Gefängnis (fünf Mal die Inhaftierungsrate der Weißen); in den USA sind 749 von 100.000 Schwarzen im Gefängnis (sieben Mal die Inhaftierungsrate der Weißen). Einer von fünf Schwarzen kann erwarten, wenigstens einmal im Leben im Gefängnis zu sein.

Schwarze werden, das gibt sogar eine Studie der von der Regierung finanzierten Rand Corporation zu, zu längeren Zeitstrafen verurteilt als Weiße. Dazu kommt, daß die wirtschaftliche Lage es wahrscheinlicher macht, daß schwarze

Männer Verbrechen begehen. Ober ein Drittel der schwarzen Männer sind arbeitslos. Meint Carol Bergmann: »Wenn die Arbeitslosenrate um ein Prozent ansteigt, steigt parallel dazu die Zahl der Gefangenen um 4,5 Prozent an«.

Zeitstrafen für arbeitslose Schwarze, argumentiert Walter Collings, ein Advokat tiefgreifender Strafrechtsreformen, können daher als eine Politik der Regierung angesehen werden, »mit den individuellen Akten der Rebellion und Frustration junger schwarzer Männer fertig zu werden - Menschen, für die in der Gesellschaft kein Platz ist, ihre Talente, Interessen und Energien sinnvoll einzusetzen.«

Das Resultat dieser Strafpolitik: die amerikanischen Gefängnisse sind zum Bersten gefüllt. Viele der sechs bis neun Quadratmeter großen Zellen sind mit zwei Personen belegt. Im berüchtigten San Quentin Prison in Californien leben Häftlinge in Zelten im Hof. In Texas sind Blechhütten aufgestellt worden. In über 40 Bundesstaaten sind die Gefängnisse so überfüllt, daß Richter die Justizbehörden dazu verurteilt haben, entweder mehr Platz zu schaffen oder Gefangene freizulassen.

Gouverneure und corrections officials sorgen sich vor allem um die hohen Gefängniskosten. Im Durchschnitt kostet es 16.200 Dollar, um einen Gefangenen ein Jahr lang einzusperren. Was sind die Alternativen?

Eine Studie der National Governors' Association schlug vor zwei Jahren vor, daß mehr Strafen auf Bewährung ausgesetzt werden und daß Häftlinge sich durch »gutes Betragen« ihre vorzeitige Entlassung verdienen können.

Der ehemalige republikanische Abgeordnete John LeBouttilier hat eine andere Lösung: Er brachte vor drei Jahren einen Gesetzesentwurf ein, nach dem auf einer Insel in Alaska ein »arktisches Gefängnis« (polar prison) gebaut werden sollte für alle »Lebenslänglichen«. LeBouttilier meinte, das würde die Überfüllungsprobleme lösen und zusätzlich noch abschreckend wirken.

Die Firma National Incarceration Monitoring and Control Systems (NIMCOS) hat ebenfalls ein Billigprogramm entwickelt, das im Unterschied zu LeBouttiliers Vorschlag sehr bald in die Praxis umgesetzt wird: durch das NIMCOS Projekt könnten Gefangene vorzeitig entlassen und unter Hausarrest gestellt werden. Die Idee kam Jack Love, einem Richter in New Mexico, beim Lesen des Comicstrips »Spiderman«. In der von Love verfolgten Episode, schaffte es Spidermans ewiger Feind, der dicke Gangsterboss Kingpin, dem Helden ein elektronisches Armband umzubinden, dessen Signale dem Kingpin immer über Spidermans Aufenthaltsort Auskunft geben.

Richter Love erzählte dem Computerfachmann Michael Goss, daß so ein System doch auch für Kriminelle möglich sein sollte, die man damit unter Hausarrest halten könnte. Der Computermann gründete NIMCOS und brachte sein neues Produkt auf den Markt: das »GOSSlink«, ein Band, das um den Knöchel getragen wird. Der Träger des »GOSSlinks« müßte sich immer in einem 50 Meter Radius von seinem Telefon in seiner Wohnung aufhalten. Das Band sendet alle sechzig Sekunden Signale, die über das Telefon an die lokale Polizeizentrale weitergesendet werden. Bewegt sich der »GOSSlink«-Träger außerhalb des Radius, wären die Signale unterbrochen, und die Polizei wüßte, daß er seine Wohnung verlassen hat.

Gegen Ende dieses Jahres wird das »GOSSlink« zum ersten Mal zum Einsatz kommen. Robert Eabcox, der Sheriff von Lake County, Illinois, will es benutzen, um die Zahl seiner Häftlinge zu verringern. Das Justizministerium hat auch ein Forschungsprojekt in Auftrag gegeben, das untersuchen soll, welcher »Verbrechertyp« am besten für das »GOSSlink« geeignet ist.

Um mit dem Problem der überfüllten Gefängnisse fertig zu werden, wird jedoch der Bau neuer Gefängnisse die am häufigsten gewählte Lösung bleiben - ungeachtet der Tatsache, daß die neuen Gefängnisse nach ein paar Monaten schon wieder überbelegt sein werden. In Delaware etwa haben Regierungsbeamte festgestellt, daß die Eröffnung ihres neuen Gefängnisses »die Richte darin bestärkt hat, Verbrecher zu Zeitstrafen zu verurteilen, deren Strafe sonst wohl auf Bewährung ausgesetzt worden wäre«. 963 Gefängnisse für 17 1.000 Männer und Frauen sind derzeit im Bau oder im Planungsstadium. Kosten: über sieben Milliarden Dollar.

Für die Baufirmen ist das eine Goldgrube. 1980 gaben die Bundesstaaten 133 Millionen Dollar für den Bau neuer Gefängnisse aus; 1982 waren es schon 800 Millionen. Wenn die Zahl der Gefangenen weiterhin so steigt wie im letzten Jahrzehnt, müssen in den nächsten zehn Jahren etwas 50 Milliarden Dollar für Gefängnisbauten bereitgestellt werden.

Als Verkaufsschlager haben sich die »modular prisons« erwiesen - Fertigbauzellen, die baukastenartig zusammengefügt werden und sehr schnell aufgestellt werden können. Fertigbauzellen sind auch billiger; nur 18.000 Dollar pro Bett, verglichen mit 50.000 bis 70.000 Dollar pro Bett in herkömmlichen Gefängnissen. Mehrere Baufirmen haben sich auf diese Fertigbauzellen spezialisiert. Modular Corrections Systems in New York hat 13.000 Zellen hergestellt. Gelco Space in Pennsylvanien weist ebenfalls eine positive Bilanz vor und bezeichnet sich als »der größte Lieferant von mobilen Strukturen mit mehr als einem Jahrzehnt Erfahrung im Strafvollzug«.

Immer mehr Privatfirmen übernehmen Aufgaben, die bisher von staatlich angestellten Gefängnisbeamten ausgeführt worden sind. Eine Studie des Justizministeriums stellt fest, daß sich »für die Gefängnisse die Zusammenarbeit mit den Privatfirmen in den meisten Fällen rentiert hat«. Meint der Strafvollzugsexperte Peter Greenwood von der Rand Corporation: »Es ist Zeit, daß die Regierung sich aus dem Geschäft mit den Gefängnissen zurückzieht. Wenn man Neuerungen will, sucht man nicht bei der Regierung, sondern bei Privatunternehmen«.

Prison Health Services, Szabo Prison Health Services und Correctional Medical Systems zum Beispiel haben sich auf Gesundheitsfürsorge hinter Gittern spezialisiert; andere Firmen wie Servomation liefern Fertigessen. Servomation verspricht in seinen ganzseitigen Anzeigen in FAchblättern: »Justice is being served«.

Der Trend ist offensichtlich: Die freie Marktwirtschaft soll im Strafvollzug sparen helfen. Die Regierungen vieler Bundesstaaten und Landkreise setzen auf den Privatsektor, um die finanziellen Belastungen zu reduzieren.

Privatfirmen seien billiger, weil »die Regierung von Natur aus verschwenderisch ist«, meint Don Hutto, der ehemalige Gefängnischef des Staates Virginia. An der Regierung gibt es Behörden, und dann wieder Behörden, die andere Behörden überwachen. Die politische Prozesse sind umständlich. Da kann es zwei Jahre dauern und Millionen Dollars können ausgegeben werden, und dann ist das Gefängnis immer noch nicht gebaut. CCA dagegen kann ein Gefängnis in ein paar Monaten hinstellen«.

Hutto ist heute Angestellter der Firma CCA - Corrections Corporation of America. CCA ist eine der ersten privaten Gefängnisfirmen des Landes und unterhält zwei Institutionen: ein Jugendgefängnis in Tennessee und ein von CCA selbst für vier Millionen Dollar gebautes Gefängnis in Houston. Ober 300 illegale Einwanderer sind dort eingesperrt. Die Einwanderungsbehörde (INS) zahlt CCA einen Tagessatz von 24 Dollar für jeden Gefangenen. Das ist etwa 30 Prozent weniger als es der Regierung kostet, die Gefangenen in einem INS-eigenen Gefängnis unterzubringen.

»Immer mehr Unternehmer sehen in dem Problem, das Amerika mit seinen überfüllten und veralteten Gefängnissen hat, eine rentable Möglichkeit, ein Geschäft zu machen«, kündigte das Industriellenblatt »Dun's Business Month« im Juni an. Larry Womack von der Corrections Corporation of America nimmt an, daß CCA innerhalb der nächsten drei Jahre Aufträge für 2100 weitere Häftlinge Plätze bekommen wird. Der Präsident der Firma, T. Beasley, ist überzeugt, daß CCA »auf der Schwelle zu einer neuen Industrie steht«. Bealsey sieht die Privatgefängnisse als eine ausgezeichnete Gelegenheit, etwas zu tun, »was produktiv ist und Gewinn bringt und dazu noch humanistisch ist«.

Wesley Box, Eigentümer von South West Detention Services in Denver - ein Konkurrenzunternehmen zu CCA - ist ähnlich optimistisch. Zur Zeit sei die private Gefängnisindustrie noch »unterentwickelt«. Da es aber immer deutlicher werde, daß »Privatfirmen Gefängnisse besser und billiger verwalten können«, würden sich die Gelegenheiten zum Geschäftemachen in den nächsten Jahren multiplizieren. Box hat gerade mehreren Landkreisen in New Mexico ein Angebot gemacht.

Am gleichen Projekt ist auch die Firma Behavioral Systems in Pomona, Kalifornien, interessiert. Behavioral Systems unterhält bereits jetzt Gefängnisse für die Einwanderungsbehörde in Colorado und Kalifornien. Ted Nissen, Präsident der Firma, meint, daß die Regierung einfach nicht kompetent sei, ein Unternehmen rentabel zu betreiben. Regierungsangestellte seien »faul« und »zu gut bezahlt«. Nissen erhält vom INS pro Gefangener 26 Dollar am Tag; er rechnet damit, daß er bei einem Jahresumsatz von 4,7 Millionen Dollar etwa acht Prozent Gewinn macht.

Nissen ist überzeugt, daß seine Gefängnisse besser organisiert und humaner sind als die staatlich verwalteten. Wegen dieser Qualitätsunterschiede werde sich das Konzept der Privatgefängnisse immer mehr durchsetzen, »vor allem jetzt mit Reagan, der den Privatsektor so unterstützt«. Seine Firma sei fähig, so Nissen, »alle Bereiche des Strafvollzugs zu übernehmen einschließlich der Gaskammern«.

Behavioral Systems hat gerade einen Auftrag verloren: Die Firma TA. Fenley bot dem INS an, sie werde Nissens Gefängnis in Kalifornien für nur elf Dollar pro Häftling am Tag betreiben und bekam prompt den Auftrag.

Die Firma Buckingham Security Limited in Lewisburg, Pennsylvania, wird nächstes Frühjahr den Grundstein für ein 720-Personen-Gefängnis legen. Charles Fenton, Präsident der Firma, ist ein ehemaliger Gefängnisdirektor. Er erregte vor einigen Jahren Aufsehen, als er seinen Wärtern gratulierte, die angeklagt waren, gekettete Gefangene mit schweren Holzstöcken geschlagen zu haben: »Ausgezeichnete Arbeit«, kommentierte Fenton.

In Texas baut Palo Duro Detention Services ein 600-Betten-Gefängnis in einer alten Militärbasis. Eine Firma mit dem poetischen Namen Eclectic Communications unterhält ein Jugendgefängnis in Ojai, Kalifornien; und die Firma Danner sperrt illegale Einwanderer für den INS ein.

Neben Firmen wie Danner, CCA und Behavioral Systems, die speziell gegründet worden sind, um Gefängnisse zu bauen und zu verwalten, gibt es auch Großkonzerne, die in der Gefängnisindustrie einen lukrativen Investitionsbereich sehen. Die Computerfirma Control Data (die auch viele Rüstungsaufträge hat) gehört in diese Kategorie. Letzten Januar eröffnete

Control Data eine »Corrections Service Division«. Inzwischen hat Control Data sich bei zahlreichen Landkreisen und Staaten beworben, um Gefängnisse zu bauen und zu verwalten.

Ein Großkonzern, der schon jetzt ein Gefängnis unterhält, ist die Radio Corporation of America. RCA verwaltet schon seit 1975 ein Jugendgefängnis in Weaversville, Pennsylvania. Das macht den Elektronikkonzern zum stolzen Verwalter des ersten Privatgefängnisses der USA.

Konkret 11/84, S. 36

Werner Heine

Der Schnüffler kommt in die Wohnstuben

Als Bürger-Service getarnt macht die Post Reklame für Bildschirmtext. Das neue Medium sei eine Chance, die komplexe Welt transparenter zu machen. Für wen? Werner Heine puzzelt das Medium auseinander

Für den 1. Oktober 1984 war ein Meilenstein versprochen. An diesem Tag sollte nach fast zehnjähriger Vorbereitung und vierjähriger Testphase ein neues Medium für den Publikumsverkehr freigegeben werden: Bildschirmtext (Btx) für alle.

Vier Wochen vor dem Start kam dann das Gerücht auf, daß es noch etwas dauern wird. In der Ulmer Zentrale verweigert der Btx-Leitrechner, wegen des Auf und Ab seiner Betriebsbereitschaft inzwischen verächtlich YoYo genannt, die Dauerleistung. Aber die Schadenfreude der Branche über das Unvermögen der Bundespost, Btx termingerecht einzurichten, ändert nichts an dem, was sein wird, wenn YoYo einmal läuft.

Bildschirmtext sei »eine Chance, unsere komplexe Welt transparenter« zu machen, sagte 1977 der SPD-Postminister Kurt Gscheidle, und die Elektronik-Industrie greift auch zu großen Vokabeln. Der TV-Geräte-Hersteller Loewe spricht in seinen Broschüren von »der Informations- und Kommunikations-Revolution«. Das Schlimme daran ist: sie haben beide recht.

Die schöne, neue Welt mit Btx ist oft skizziert, und nie wird vergessen zu erwähnen, daß sie bequem und effizient sein wird. Vom Sessel aus wird der Btx-Teilnehmer per Knopfdruck auf dem handlichen Steuergerät Aktienkurse erfragen, Oma Blumen schicken, eine Verabredung mit der Tante treffen, das Hotelzimmer auf Mallorca besichtigen und buchen, den Quelle-Katalog durchblättern und bestellen, den Volkshochschulkurs in Spanisch machen, den Gebrauchtwagen kaufen, das Restaurant für den nächsten Berlin-Besuch auswählen, die Grundstückspreise im Odenwald abfragen, Geld überweisen oder einfach PacMan spielen.

Das alles geht, sagen die Prospekte, weil Btx so genial einfach das Fernsehgerät (in 95 Prozent aller Haushalte vorhanden) mit dem Telefon (in knapp 90 Prozent aller Haushalte) verknüpft. Vereinfacht gesagt, ruft der Btx-Teilnehmer per Telefon eine Art Dia-Vortrag aus der Zentrale ab. Er wählt Bilder (»Seiten«) aus, die im Computer digital gespeichert sind und als Pieptöne über das Fernsprechnetz auf die Membrane seines Telefonhörers gesendet werden. Dort verwandelt ein Modern die Töne in digitale Zeichen (Nullen und Einsen) zurück, die der im Fernsehgerät eingebaute Decoder wieder in Bilder übersetzt.

In diesem technischen Ablauf spielt das Fernsehgerät nur die Rolle des Monitors, auf dem das Resultat einer Datenfernübertragung sichtbar gemacht wird. Die Fernübertragung digitaler Daten ist technisch keine Neuigkeit. Computer sind seit langem über Telefonleitungen miteinander verbunden. In der Bundesrepublik sind rund 8000 Elektronenrechner aus Wirtschaft, Wissenschaft und Verwaltung an das »Datex-P«-Netz angeschlossen, das zum seit Mitte der sechziger Jahre existierenden »Integrierten Fernschreib- und Datennetz« (IDN) gehört. Das Revolutionäre am Bildschirmtext ist: Zum ersten Mal werden die bestehenden Netze - Telefon und IDN -*für einen großen Benutzerkreis* miteinander verknüpft.

Nach den Planungen der Bundespost sollen bereits 1986 rund eine Million privater Haushalte und Betriebe an Btx teilnehmen, 1990 sollen es mehr als 3,5 Millionen sein. Daran sind wirtschaftliche Erwartungen geknüpft. Die Benutzer brauchen neue, mit Decodern ausgerüstete TV-Geräte. Der neue Informationsmarkt - Seitenabruf gegen Entgelt, Werbung, Auskünfte - soll 1994 über zwei Milliarden Mark Umsatz machen. Zusammen mit den Gebühren an die Post soll der Gesamtumsatz aus allen Btx-Anwendungen dann zwischen fünf und zehn Milliarden Mark betragen.

Die Bundespost, die diesen Wachstumsprozeß mit einer ersten Investition (bis 1986) von über 500 Millionen Mark anschieben wird, will sich mit der Btx-Entwicklung alleine nicht begnügen. Btx ist nämlich ein für das Elektronik-Zeitalter erstaunlich langsames Medium. Der Teilnehmer, der eine Seite aufruft, muß, je nach grafischer Ausstattung, bis zu zehn Minuten warten, ehe sie auf seinem Monitor abgebildet ist. Die Signale aus dem Btx-Rechner kommen nur mit einer Geschwindigkeit von 1200 Bit pro Sekunde im TV-Decoder an, wobei jeder Blickpunkt - zum Beispiel jeder Buchstabe, jede Ziffer - aus acht Bit besteht. Das bestehende Fernsprechnetz läßt technisch keine höheren Übertragungsgeschwindigkeiten zu.

Deshalb hat die Post seit langem eine Grundsatzentscheidung gefällt, die ab 1986 schrittweise verwirklicht werden soll: Das Fernsprechnetz wird digitalisiert. Zunächst werden in den Schaltstellen des Netzes die elektromechanischen Relais durch Mikroprozessoren ersetzt. Dann wird auch die Sprache digitalisiert. Die Schallwellen der menschlichen Stimme werden von Mikroprozessoren in Computersignale verwandelt, rechnergesteuert transportiert und beim Gesprächspartner in Schallwellen zurückverwandelt.

Das ist notwendig, um das nächste Ziel der Post zu erreichen, das »Integrierte schmalbandige digitale Vermittlungsnetz« (ISDN), das ab 1988 aufgebaut werden soll. Im ISDN wird die Übermittlungsgeschwindigkeit auf 64.000 Bit pro Sekunde steigen. Für Btx bedeutet das, daß der Seitenaufbau von maximal zehn Minuten auf ein paar Sekunden verkürzt wird. Der Teilnehmer kann dann rasch in umfangreichen Werbekatalogen »blättern«. Gleichzeitig wird die

Übertragungsgeschwindigkeit vom Teilnehmer zur Zentrale, die jetzt nur 75 Bit pro Sekunde beträgt, auch auf 64.000 Bit pro Sekunde gesteigert. Der Teilnehmer kann dann z.B. seinen Homecomputer an den Btx-Terminal anschließen und mit jedem anderen Teilnehmer in einen Rechner-»Dialog« treten. Sein Btx-Anschluß im Wohnzimmer hat dann die gleiche Ausstattung wie etwa ein Arbeitsplatz am Terminal in einer Bank oder Versicherung.

Im ISDN werden an jedem Fernsprechanschluß außer dem digitalen Telefon und dem schnellen Btx noch weitere digitale Dienste angeboten wie schnelles Telefax oder Fernmessung. Die Post will es jedoch dabei nicht belassen. Da sie spätestens ab 1990 für Kabelfernsehen und -Funk ohnehin Glasfaserkabel verlegen will, wird gleichzeitig aus dem ISDN ein »Integriertes *Breitbandiges* Digitales Vermittlungsnetz«. Dann kann sie neben den Diensten des ISDN noch das Bildtelefon und die Schaltung von Videokonferenzen anbieten.

Und schon jetzt ist beschlossen, daß die Verkabelung mit breitbandiger Glasfaser in der Endstufe flächendeckend sein soll. Am Ende des auf dreißig Jahre angelegten Netzbaus wird jeder Haushalt in der Bundesrepublik alle Kommunikationsmittel aus einer Steckdose beziehen - einschließlich Hörfunk und Fernsehen. Die Gesamtkosten für alle Investitionen, die die Bundespost dafür durchführen will, werden nach heutigen Schätzungen zwischen 100 und 300 Milliarden Mark liegen.

Wie teuer das »Breitbandige Integrierte Glasfaser-Fernmelde-Ortsnetz« (BIGFON) wirklich werden wird und welchen Kostenanteil davon die Post über die Gebühren wieder hereinholt, kann heute niemand sagen. Sicher ist nur, daß der Staat zur Einführung von ISDN und Breitbandkabel immense Vorleistungen erbringen will, denn schon im Kabinett Schmidt/ Genscher wurde beschlossen, daß das unumgänglich sei: Nur der Ausbau digitaler Kommunikationssysteme könne die Volkswirtschaft wettbewerbsfähig erhalten, und nur diese Systeme würden zukunftssichere Arbeitsplätze schaffen. Entsprechend haben alle Bundestagsparteien ~- die Grünen waren damals noch nicht dabei - die Verkabelung der Republik abgesegnet. Über Btx, das rechtlich als eine Art neuer Rundfunk betrachtet wird, haben die Bundesländer einen Staatsvertrag geschlossen.

Die Gewerkschaften haben Ende der siebziger Jahre bei der Beschlußfassung geschlafen - wie bei anderen, sozial einschneidenden Entscheidungen der SPD-geführten Koalition. Widerspruch kam nur aus linken, außerparlamentatischen Gruppierungen, denen der Staat massiv entgegentrat. Im letzten Verfassungsschutzbericht wurden Anti-Kabel-Gruppen in den Rang von Verfassungsfeinden hochgestuft.

Linke Kritik an der verkabelten und verdateten Zukunft richtete sich traditionell gegen den Computer als Herrschaftsinstrument und gegen den Überwachungsstaat, den er ermöglicht. Die bürgerliche Gegenpropaganda fälschte diesen Kritikansatz um und behauptete, die Kabelgegner seien »Technologiefeinde«. Gleichzeitig gelang es dieser Propaganda, den Begriff »Informationsgesellschaft« zu besetzen. Bis tief in die Gewerkschaften hinein wirkt die These, der Computer sei ein Werkzeug wie jedes andere, wertfrei und nützlich. Der »Vorwärts«, das über hundert Jahre alte Organ der Sozialdemokratie, zitierte noch im November 1983 zustimmend einen Datenfachmann mit dem bezeichnenden Vergleich: »Man könnte sich ja genausogut auf den Standpunkt stellen: 'Wir haben viele Hämmer in Deutschland ... Und mit jedem Hammer kann man einen Menschen erschlagen. Und je mehr Hämmer wir haben, desto mehr Totschlagskapazität haben wir auch'.« Der Artikel stand neben einer Elektronik-Anzeige und hieß: »Mehr Computer - weniger Überwachung«?

Auf der Seite der Kritiker ist dagegen das Urteil vor der Analyse gefällt worden. Nur so ist zu erklären, daß die Verkabeler - Staat und Elektroindustrie - bis auf den heutigen Tag die öffentliche Diskussion auf die Frage begrenzen konnten, ob Privatfernsehen auf zwei Dutzend Kanälen eher nützlich oder schädlich ist. Das ist wohl angesichts dessen, was kommt, das geringste Problem.

Als im Frühjahr 1983 der Btx-Staatsvertrag in den Länderkammern verabschiedet wurde, lagen den Parlamentariern immerhin schon Gutachten vor, die auf Gefahren für bestehende Arbeitsplätze und für den Datenschutz hinwiesen. Vor dem nordrhein-westfälischen Landtag erklärte SPD-Ministerpräsident Johannes Rau dazu abschließend, daß die Regelungen des Btx-Vertrages »einen vernünftigen und sachgerechten Ausgleich zwischen den Schutzinteressen des Bürgers auf der einen Seite und den Interessen der Wirtschaft auf der anderen Seite« böten, denn der Vertrag schließt die Landesgesetze über den Datenschutz ein. Hessens SPD-Ministerpräsident Holger Börner hob als »Erfolg« lobend hervor, daß bei Btx »personenbezogene Daten grundsätzlich nicht abgefragt und gespeichert werden« dürften.

»Grundsätzlich nicht« heißt: für Abrechnungszwecke grundsätzlich immer und auf Antrag des Teilnehmers sowieso. Aber auf die kleinen Lügen kommt es schon gar nicht mehr an. Der Umgang mit elektronischen Netzen, der dem Bürger mit Btx beigebracht werden soll, ist durch technische Abläufe festgelegt, und die Abspeicherung von personenbezogenen Daten entsteht nicht durch jemandes bösen Willen, sondern durch das System.

Jede Btx-Benutzung beginnt mit der Meldung der Apparatnummer und einer persönlichen Kenn-Nurnmer, die für die Gebührenerhebung (nach Zeitpunkt und Dauer) automatisch protokolliert werden. Die im Wortsinne persönlich zurechenbare Kenn-Nummer ist für die Beweissicherung im Geschäftsverkehr bei der Buchung des Flugtickets oder der Blumenbestellung bei Fleurop notwendig und wird von den Geschäftspartnern selbstverständlich auch protokolliert. Protokolliert wird das Aufrufen jeder Seite, auf die ein Btx-Anbieter, der Urheber dieser Seite (Info-Dienst, Bestellkatalog)

Gebühren erhebt. Denn nicht nur die Post will Gebühren, viele Anbieter wollen sie auch. Die Post muß diese Gebühren für die Anbieter eintreiben und darüber Nachweis führen können.

Ganz besonders ausführlich wird selbstverständlich im Verkehr mit der Bank protokolliert, der gegenüber sich der Btx-Benutzer durch Kontonummer und persönliche Geheimzahl ausweisen muß. Bei allen Buchungsaufträgen kommt zu diesen Daten noch eine nur einmal verwendbare, persönlich zurechenbare TAN (Transaktionsnummer) hinzu.

So hinterläßt jeder Benutzer von Btx - und das gilt für die Benutzung aller elektronischen Netze - eine breite digitale Spur, die Aufschluß über viele seiner Lebensäußerungen und im Lauf der Zeit ein Persönlichkeitsprofil ergibt, Die Erstellung eines solchen Profils ist dem Staat verboten. Das Bundesverfassungsgericht hat gerade erst im Volkszählungsurteil das Recht auf »informationelle Selbstbestimmung« zum Grundrecht erklärt. Schade nur, daß dieses Recht, kaum daß es formuliert wurde aus technischen Gründen wieder abgeschafft ist.

Es gibt einen dauerhaften politischen Widerstand gegen den maschinenlesbaren Personalausweis, den der Innenminister immer noch gerne einführen möchte. Denn es hat sich inzwischen herumgesprochen, daß der kontrollierende Polizeibeamte mit diesem Ausweis nicht einfach nur Name und Anschrift ausgehändigt bekommt, sondern einen elektronischen Schlüssel zu allen Datenbanken, in denen der Kontrollierte erfaßt ist. Aber dieser Ausweis ist ein Kinderspiel gegen die Kontrollmöglichkeiten von morgen, wenn die meisten beruflichen und ein Großteil der privaten sozialen Kontakte über digitale Netze abgewickelt werden. Der Btx-Benutzer von morgen wird, wenn er abends den elektronischen Brief an die Oma verfaßt, schon einen langen Arbeitstag am Terminal hinter sich haben, an dem alle Handgriffe, die er als Buchhalter, Lagerverwalter oder Sachbearbeiter beim Finanzamt gemacht hat, ebenso persönlich zurechenbar protokolliert wurden wie die Zusammensetzung seines Mittagsmenüs in der Betriebskantine.

Der bestehende Datenschutz gebietet, daß alle diese Daten nicht gegen den Willen des Datenlassers zusammengefügt werden dürfen. Die Weitergabe läßt sich mühsam überwachen, solange dabei beschriebenes oder bedrucktes Papier von Hand zu Hand geht und Dateien zwischen Aktendeckeln lagern. Zu schützen sind auch noch Daten in geschlossenen Rechnernetzen, wie sie - noch - die Sozialversicherungsträger oder die Finanzämter haben. Wenn aber personenbezogene Daten körperlos als Bits und Bytes in die öffentlichen Netze eingegeben sind, sind sie nach dem heutigen Stand der Technik im Prinzip auf dem offenen Markt. Weitergabeverbote sind mit geringem technischen Aufwand zu umgehen, Verbotsverstöße nicht zu kontrollieren.

An jeder Schnittstelle, jeder Netzabzweigung in ein Anschlußgerät, kann jeder Befugte oder Ungefugte ohne technischen Aufwand den Datenfluß mit einem herkömmlichen Kassettenrecorder kopieren und auswerten. Welche Möglichkeiten das Btx-Netz eröffnet, hat sich andeutungsweise während des Probelaufs gezeigt. Wie der Freiburger Kriminologe Ulrich Sieber jetzt dem Rechtsausschuß des Bundestags berichtete, haben in den letzten Jahren 16jährige Berliner Schüler

· gebührenpflichte Seiten auf Rechnung unbeteiliger Btx-Teilnehmer abgerufen,

· »Datenfallen« eingebaut und damit die Namen und Anschriften anrufender Teilnehmer abgespeichert,

· fremde, kostenlos abzurufende Seiten mit Gebühren belegt,

· fremde Paßwörter geändert mit der Folge, daß der berechtigte Paßwortinhaber sein Systern nicht mehr benutzen, der Täter jedoch mit dem erlangten Paßwort auf fremde Kosten weiterarbeiten konnte,

· beleidigende und nötigende Nachrichten unter falscher Absenderangabe versandt.

Und in einem Fall, der von den Beteiligten geheimgehalten wird, ist ein jugendlicher Hacker von seinem Homecomputer aus in den Kundenspeicher eines Versandhauses eingedrungen und hat dort zur Demonstration das Alter seiner Großmutter auf 200 Jahre hochgesetzt.

Viele dieser Einwirkungsmöglichkeiten seien technisch beseitigt worden, beteuert die Bundespost. Technisch möglich, wenn auch ein bißchen aufwendiger, bleibt der elektronische Banküberfall: Ein Mikrocomputer wird in die Btx-Leitung zwischen Bank und Kunde geschaltet. Er zeichnet den Datenfluß auf und läßt ihn dann passieren. Nur den Buchungsauftrag des Kunden, den dieser mit seiner TAN versehen hat, gibt er nicht an die Bank weiter, sondern er meldet dem Kunden nach der Speicherung der TAN, daß der Auftrag ausgeführt wurde. Mit der TAN und den abgefangenen Kundendaten kann dann das Konto geräumt werden.

Böswillige Btx-Teilnehmer, der seinen Nachbarn nur ärgern, nicht schädigen will, braucht nur jeden Morgen dessen Bankkonto anzuwählen und beliebige »Geheimzahlen« einzugeben. Der Bankrechner reagiert auf wiederholte Versuche systemkonform mit Sperrung des Kontozugangs für den Rest des Tages. Weil auch die Störversuche protokolliert werden, führt der Täter sie zweckmäßigerweis von einer Telefonzelle aus durch - mit Hilfe eines tragbaren Mikrocomputers.

Computerfachleute, die sich auf die Sicherung von Daten spezialisiert haben, halten des: halb Btx grundsätzlich für un tauglich für den Geldverkehr. Als die Post im Sommer dieses Jahres ihr System mit dem Hinweis verteidigte, ein

Mißbrauch sei so unwahrscheinlich wie sechs Richtige im Lotto, schrieb das Hamburger Fachblatt »Datenschleuder« höhnisch: »Das ist richtig. Jede Woche mindestens ein Hauptgewinn.«

Wie wenig der Staat, da, wo er empfindlich ist, den öffentlichen Netzen traut, beweist die Bundeswehr. Für wirklich wichtige Daten benutzt sie nicht einmal ihr eigenes, geschlossenen Netz: Magnetbänder werden durch Kurier übermittelt.

Daten, die aber nicht einmal zu sichern sind, können schon gar nicht geschützt werden. Niemand kann kontrollieren, wo im Btx-Netz was protokolliert und gespeichert wird. Der hessische Datenschutzbeauftragte Professor Simitis hat darauf verwiesen, daß den bestehenden Datenschutzgesetzen ein Modell von überschaubaren und abgrenzbaren Datenströmen zugrundeliegt, das durch Btx technisch überholt ist. Mit Btx, so Simitis, verlieren die Begriffe des Datenschutzes ihre Bedeutung. Weil der Ort der Speicherung beliebig verändert werden kann, kann der Bürger auch sein Recht auf Auskunft oder Löschung nicht mehr verwirklichen.

Da muß gar nicht der Überwachungsstaat bemüht werden, der den vernetzten Bürger ausforscht. Die politische Rasterfahndung in den Teilnehmerdateien ist nur eine der möglichen Varianten. Viel näherliegender ist die Auswertung von Konsumverhalten zu kommerziellen Zwecken.

In welche Richtung die Entwicklung geht, zeigt ein Feldversuch aus den USA: Der Kunde kauft im Warenhaus ein, die Preismarkierungen auf den Waren werden an der elektronischen Kasse mit einem »Scanner« gelesen. Der Kunde zahlt an dieser Kasse mit seiner magnetisch codierten Scheckkarte, wobei der Kaufpreis automatisch von seinem Konto abgebucht wird. Alle diese Daten laufen in ein Computerprogramm, das den Namen »Scanbehaviour« trägt. Das Programm ordnet den Käufer, der sich mit der Scheckkart identifiziert hat, die gekauften Produkte zu und gestaltet danach die auf diesen Käufer zugeschnittenen, individuelle Werbung. Wenn er sich abends vor sein Kabel-TV-Gerät setzt, bekommt er Werbespots für die Seife auf den Schirm gesendet, die er bislang in den Regalen liegen läßt.

Aber auch der gläserne Konsument ist nur eine Variante im Bereich der Möglichkeiten, die die Verdatung eröffnet. Schon das Btx-System bietet einen unmittelbaren wirtschaftlichen Vorteil durch Kostenersparnis. Der fleißige private Btx-Benutzer übernimmt freiwillig und unbezahlt einen Teil der Arbeit, von der bisher Angestellte in den Verkaufsabteilungen der Industrie, den Lagern des Handels, den Agenturen von Versicherungen, Reisebüros oder Maklern gelebt haben. Bestimmte Dienstleistungen, wie die Erteilung von Auskünften, werden ganz entfallen. Die Hamburger Sparkasse stellt gerade Automaten auf, an denen die Kunden ihre Kontoauszüge selber ausdrucken lassen müssen.

In den Verwaltungsbüros der Wirtschaft wird Btx Arbeitsplätze verändern, sofern sie nicht vernichtet werden. Die Kombination von Telefon und Bildschirm kann »zu einer technisch multifunktionalen Arbeitsplatzausstattung ausgebaut werden«, sagt der Trierer Betriebswirtschaftsprofessor Herbert Kubicek, der für die Gewerkschaft ÖTV ein umfangreiches Gutachten über die betrieblichen und sozialen Auswirkungen der neuen Netze angefertigt hat.

Kubicek warnt den Btx-Benutzer davor, daß er bisher so unterschiedliche Tätigkeiten wie das Einholen von Auskünften und Beratungen, das Buchen und Einzahlen, das Anschauen und Kaufen von Waren in Zukunft zwar bequem, aber technisch standardisiert erledigen wird. Die »formal richtige Prozedur und das exakte Einhalten von Datenformaten und Rechtschreibregeln« werde nun auch im Wohnzimmer über den »Kommunikationserfolg« entscheiden. Mit der Nutzung von Btx würde das »betriebliche Rationalisierungsmuster auch auf den privaten Alltag« übertragen. Und das könne nicht »ohne tiefgreifende Folgen für die Persönlichkeitsentwicklung und die sozialen Beziehungen bleiben«.

Die Gewerkschaft ÖTV, sagt Kubicek, habe inzwischen begriffen, was auf sie zukommt. Nur, ob es dabei auf die Gewerkschaft ÖTV noch ankommt, ist eher zweifelhaft. Wo die DGB-Gewerkschaften aufgewacht sind, herrscht immer noch die Meinung vor, man könne technologische Entwicklungen nicht aufhalten, sondern nur die negativen Folgen durch Verträge mit dem Sozialpartner abmildern. Aber der Partner spielt diesmal gerade Goldgräber.

Wie einst im Klondyke stecken deutsche und multinationale Konzerne der Elektroindustrie ihre Claims ab. Bei den Herstellern von Home- und Personalcomputern herrscht Vernichtungskampf. Die ersten sind schon ausgeschieden, die nächsten fünf Jahre werden international weniger als zehn Produzenten überleben. Die Entscheidung der Post, ihren Btx mit dem Übermittlungsstandard CEPT auszugestalten, obwohl die Briten ihren »Prestel« und die Franzosen ihren »Antiope« bereits erfolgreich arbeiten lassen, kann nur mit der Sicherung eines Absatzmarktes für deutsche TV-Geräte- und Zubehör-Hersteller erklärt werden - von Marktwirtschaft keine Spur.

In solchen Gründerzeiten sind gesetzliche Beschränkungen oder tarifliche Regelungen nicht gefragt. Das Kampfziel heißt Akzeptanz. Post und Industrie verweisen stolz darauf, daß 81 Prozent der Teilnehmer am Btx-Probelauf in Berlin und Düsseldorf bei der Stange bleiben wollen. Mit ihrer Gebührenpolitik betreibt die Post weitere Einstiegshilfe. Im bestehenden Datex-L-Netz kostet die Stunde 50,45 Mark Übertragungsgebühr und das Modern 170 Mark im Monat. Beim Btx wird die Stunde 1,73 Mark kosten und das Modern nur acht Mark. Banken und Versicherungen werden ihre Kunden durch Gebührennachlaß auf den Btx-Weg locken und später ihre Dienstleistungen am Schalter verteuern.

Wenn Btx aber erst einmal läuft, wenn dann noch das digitale Vermittlungsnetz ISDN steht, sind technische Fakten geschaffen, die tarifrechtlich nicht mehr zu steuern sind. Dann werden viele bisher Angestellte formalrechtlich als »Selbständige« Auftragsarbeiten am heimischen Btx-Terminal erledigen. Das ist dann keineswegs, wie oft behauptet, Heimarbeit, die arbeitsrechtlich immerhin noch minimal gesichert ist. Das ist dann, wie Kubicek es nennt, »Fernarbeit«, die keinerlei kollektiven Schutz kennt. Das gesamte Arbeits- und Mitbestimmungsrecht wäre angeschlagen.

Neue rechtliche Probleme entstehen durch den Übergang vorn ISDN zum BIGFON. Wenn zum Beispiel jeder jedem Videofilme überspielen kann, ist die rechtliche Trennung zwischen Individual- und Massenkommunikation hinfällig, weil sie inhaltlich aufgehoben ist. Auf wen treffen dann noch die Rundfunkgesetze zu?

Der entscheidende Schritt für diese Entwicklung waren die Beschlüsse der Post über die Verkabelung und die Digitalisierung der Netze- und Entscheidungen der Exekutive. Auf der Wiesbadener Tagung über das Thema »Computer gegen Freiheitsrechte« fragte der Jurist Jürgen Seifert, welche Parlamente denn bei diesen Entscheidungen je mitgewirkt hätten, die »wichtiger sind als eine Grundgesetzänderung«. Darauf antwortete ein Vertreter von Standard Electric Lorenz mit dem Beispiel vom Hammer, der mal für Nägel, mal für's Totschlagen taugt. Und ein Vertreter der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen sprach von der Verantwortung, die alle für die Zukunft tragen.

Der Zug ist abgefahren. Professor Kubicek, der die Integration der Netze »eindeutig zu dern« zahlt, »was technisch möglich ist und dennoch nicht gemacht werden sollte«, kommt zu dem Ergebnis: »Solche Netze sind mit den gegenwärtigen Regelungsmechanismen sozial nicht beherrschbar.«

Jedenfalls gibt es, während die Glasfaserkabeln schon vergraben werden, immer noch keine überzeugende Argumentation, warum wir überhaupt Breitbandnetze brauchen. Der technische Unterschied zu den schmalbandigen Netzen liegt in der größeren Übertragungskapazität. Nur mit dem Breitbandkabel können, zusätzlich zu allen anderen Übertragungsdiensten, bewegte Fernsehbilder übermittelt werden. Aber deswegen der Aufwand?

Am 8. Juli 1962 beförderte eine Thor-Rakete eine 1,4-Megatonnen-Wasserstoffbombe für einen Test der USA auf die Höhe von 248 Meilen über dem Johnson-Archipel im mittleren Pazifik. Als die Bombe explodierte, gingen auf Hawai die Lichter aus. Alle Schaltzentralen der Stromversorgung waren zusammengebrochen. Die Rand Corporation wurde beauftragt, diese Erscheinung zu untersuchen, und sie fand die Erklärung: Bei einer Atomexplosion in großer Höhe wird ein elektromagnetischer Impuls (EMP) ausgelöst, der alle bestehenden Magnetfelder zerstört. Seit damals hat die militärische Forschung entdeckt, daß Glasfaserkabel gegen den EMP unempfindlich sind. Wer Glasfaserkabel verlegt, hat nach dem atomaren Schlag ein verwendbares Kommunikationsnetz.

Konkret 11/84, S. 42

Michael Stötzel

Management muß dabeisein

High sein, frei sein: Von geilem Unternehmertum, antiken Baustoffhandel, von der Identitätssuche, von ehemaligen Hausbesetzern und von dem ganz Alten im Neuen.

Das wollen die Berliner nicht wieder erleben«, wußte die CDU in einer Flugschrift zur Begrüßung des neuen SPD-Spitzenkandidaten Apel. Gemeint waren Terror und Chaos, den die Hausbesetzer unter den Augen einer ausgezehrten SPD hatten anrichten können. Damit hat die CDU aufgeräumt. Lummers Feldzug gegen die kriminellen Hochburgen hinterließ nur noch Erinnerungsstücke an bewegte Zeiten. Auch die werden noch fallen. Der Kleinstbürger hat im Rausch der Macht nicht die Größe, sich ein Denkmal zu setzen.

So nimmt er auch nicht wahr, wie viel sich in der Szene selbst geändert hat. Denn deren heroische Phase gesellschaftlicher Erneuerung ist längst vorbei, jetzt renoviert man nur noch das Privatleben, Trendsetter sind nicht mehr die Streetfighter, sondern die Jungs, die sich in Bauordnung, GmbH- und Steuerrecht auskennen, die Geschäftemacher.

Während die Grünen noch an der ideologischen Ausformung ihrer Mittelständigkeit arbeiten, letzte Schamschranken abtragen müssen, um die Privatheit wieder zum politischen Ziel erheben zu können, lebt es ein charakteristischer Teil ihrer Klientel längst aus. Berlins Stadtzeitung »zitty« ruft (in Nr. 16/84) dazu auf, die Freiheit Berlins mit NATO-Raketen zu verteidigen, Papas Aufbaugeist ist wieder angesagt. Es wird wieder in die Hände gespuckt.

Zum Beispiel in einem Unternehmen, das »antikes Baumaterial« verkauft. Das heißt, eigentlich sind es drei Unternehmen, denn jeder der drei Geschäftsfreunde Bernhard, Wolfgang und Martin hat einen eigenen Gewerbeschein. Alle drei haben eine bewegte Vergangenheit hinter sich, zwei kommen aus der Besetzerszene. Deren Ende wurde praktischerweise zu einer der Grundlagen ihres Geschäfts: der Ausschlachtung von Abrißhäusern, deren Holzteile, vor allem Bodenbalken und Dielen, sämtlich entfernt werden müssen, bevor dann nur noch Steingerippe eingebombt werden können. Altes Holz, »garantiert ohne sauren Regen aufgewachsen«, erklärt Bernhard, »sowas gibt es heute gar nicht mehr«. Beim starren Blick aufs Geld lernt man eben auch die zwei Seiten der Medaillen kennen und schätzen. Instandbesetzung? Schön und gut, aber die Handelsware fließt besser im Zeichen der Lummerschen Kahlschlagsanierung. Ökologie? Sind alle für, besonders, wenn der Holzwert durch das Baumsterben steigt.

Angefangen hatte einer von ihnen schon vor fünf Jahren, wenn auch nicht mit dem Holzhandel. Vom gesegneten Elternhaus offenbar mit der nötigen Gelassenheit und dem feinen Sinn fürs Profitchen ausgestattet, erkannte er die Gewinnchancen beim Weiterverkauf ausrangierter Kachelöfen. Mit der Umstellung ganzer Häuserblocks auf Fernheizung oder beim Abriß wandern sie in Westberlin seit Jahren massenweise auf den Müll. Dabei gibt es genug Käufer aus Westdeutschland mit Hang zu gediegenem Interieur. Die beliefert »Ofenhardy«, wie er sich neuerdings nennt, mit Kacheln, Rosten und Klappen. Der Schamottekern muß von den wenigen, die die Öfen wirklich wieder benutzen wollen, neu auf gebaut werden. Der Preis eines Bausatzes schwankt zwischen 300 und mehreren Tausend Mark.

Stilreine Stücke, möglichst noch aus dem vorigen Jahrhundert, erzielen allerdings schon im Ankauf Preise, die die Zahl der Zwischenhändler wieder erheblich einschränken. Für die Kleinen hat dieser Markt also seine Grenzen.

Eine neue unternehmerische Idee mußte deshalb geboren werden, das sagt schließlich jeder Ratgeber für Arbeitslose. Während etwa der »stern« den drei Millionen Betroffenen vorschlägt, Hundedetektiv oder Rikschafahrer zu werden, verfielen unsere drei auf die Erweiterung ihrer Altwarenpalette um Holz. Hier sind sie fast konkurrenzlos, denn PKW und Keller reichen nicht mehr. Für die Weiterverwertung von Balken, Dielen, Türen, Fenstern, Treppengeländern und Parkett braucht man einen kleinen Laster und einen Lagerplatz.

Doch geht es jetzt um einen Wettlauf mit dem Berliner Senat. Der finanziert in der Regel die Abrisse und will das anfallende Altholz selber verkaufen. Die beauftragten Abrißfirmen müssen eine bestimmte, zuvor geschätzte Menge Holz an ihn abliefern oder eine Konventionalstrafe zahlen. Freilich ist die bei weitem nicht hoch genug, um die Arbeitskolonnen davon abzuschrecken, zumindest einen Teil des Holzes unter der Hand selber zu verkaufen.

Für die Geschäfte der Jungunternehmer war also zunächst einmal die Bekanntschaft zu Polieren der Abrißfirmen entscheidend. Und eine schnelle Hand, um bei Nacht und Nebel die schwarz erhandelte Ware abzufahren. Nun hat es der Kapitalismus, auch der etwas alternative, so an sich, daß sein einziges Legalitätskriterium der Erfolg ist. Erfolg stellte sich bald ein und darüber auch ein einfacherer Weg, um an das Zeug zu kommen. Mittlerweile überläßt ihnen ein Hausverwalter gegen Entrümpelung ganze Häuser zum Ausschlachten, noch bevor die Abrißfirma anrückt. In solchen Fällen nimmt das Gewerbe schon mal Dimensionen an, die zur Einstellung weiterer Arbeitskräfte zwingen. Dann kommen die Freunde und Bekannten aus der Szene und reißen »gegen sehr guten Lohn« ein, was sie ein paar Jahre mit Zähnen, Klauen und großen Worten »verteidigt« haben.

Seit dem April haben die drei einen 'richtigen Lagerplatz. Zu den Schätzen, die dort herumliegen, gehört die Holztäfelung des Herrenzimmers einer ehemaligen Wannseevilla, im Zeitalter der Postmoderne zweifellos eine risikolose Rücklage. Oder ein komplettes Wandbild aus Meißener Kacheln, insgesamt etwa 35 qm groß. Im Haus, aus dem es stammt, entsprach es zuletzt nicht mehr dem Geschmack der Bewohner, sie hatten es einfach überstapeziert und vergessen. Und dann selbstverständlich »das gute Holz«, gesäubert, entnagelt, fachmännisch gestapelt, teilweise an den Kanten aufgearbeitet und, das ist der eigentliche Knüller, der potentielle Käufer widerstandslos macht: politisch-ideologisch veredelt.

Wer »antik« kauft, kann erheblich sparen. Türen, die man hier für vielleicht 500 Mark bekommt, würde ein Schreiner nicht unter 2.000 Mark liefern. Doppelfensterkästen, auf dem Bauplatz für 300 bis 400 Mark zu erstehen, kosten neu etwas mehr als das Doppelte. Andererseits sind die bisherigen Käufer durchweg Persönlichkeiten, denen es aufs Sparen gar nicht ankommt. »Intellektuelle, geschmackvolle Leute mit Geld«, die man zumeist als Freunde und Förderer der Szene kennengelernt hatte. Architekten etwa, die besetzten Häusern ihre Hilfe angeboten hatten, die wieder andere Architekten kennen oder Kundschaft im Sympathisantenumfeld haben; angelinkte Wohlstandsbürger, die ihrem Haus oder ihrer Altbauetage die besonders persönliche Note geben wollen, »deren Gefühlswelt bei älteren Sachen besser stimmt«.

Nun ist das ganze Unternehmen zwar immer noch schmalbrüstig, trotzdem laufen Betriebskosten an, zur Zeit pro Kopf etwa 1.000 Mark monatlich. Wenn ein ganzes Haus zur Entrümpelung und Ausschlachtung übernommen wird, kostet das zwischen 3.000 und 4.000 Mark. Und schließlich wollen die Jungs auch noch leben. Es läppert sich also, neue Käuferschichten müssen erschlossen werden. Um sie zu gewinnen, wurden jetzt erstmals in den einschlägigen Berliner Zeitungen Anzeigen geschaltet. Der Erfolg läßt zwar noch auf sich warten, aber, das haben sie schon als Tugend guten Unternehmertums begriffen: »Da muß man echt die Nerven behalten.«

Nur gut, daß in solchen Situationen auf Erfahrungen des Standes zurückgegriffen werden kann. »Draufzahlen«, gibt sich Martin gelassen, »ist in den ersten drei Jahren bei Kleinunternehmen ganz normal.« Was nicht besagen will, daß man mal fünfe gerade sein lassen kann. »Mit dergleichen Intensität, mit der ich mal die kommunistische Volkszeitung (KVZ) verkauft habe, betreibe ich jetzt mein Gewerbe«. Urlaub? - »Mein lieber Freund, wer sein Gewerbe anfängt, der macht in den ersten zwei Jahren keinen Urlaub, das kannst du überall nachlesen.«

Hart wird in der Tat gearbeitet, zehn bis zwölf Stunden täglich, das scheint eher die Regel. »Anstrengend ja, aber auch abwechslungsreich, mal Handwerkliches, mal Organisatorisches.«

Keine Initiative ohne Risiko. Aber darum gleich in den lauten Berliner Subventionschor einstimmen? - »Nein, nein. Wenn du Unternehmer bist, mußt du schon selber sehen, wie du klarkommst. Ist schon okay, daß die marktwirtschaftlichen Gesetze da greifen.«

Erstaunliche Äußerungen für einen ehemaligen KBWler? - Es rundet sich noch ab. »Klar fühl ich mich betroffen von den Kriegsvorbereitungen, bei vielen anderen Sachen jedoch, gesellschaftsverändernden Forderungen, bin ich mittlerweile eher skeptisch. Ich bin schon froh, daß wir nicht erreicht haben, wofür ich vor drei, vier Jahren auf die Straße gegangen bin und lauthals geschrien habe.«

Vor drei, vier Jahren hat er sich noch in ein unerhört linkes Setzerkollektiv eingebracht, danach in der Lokalredaktion der »taz« gekämpft, schließlich bis vor zwei Jahren in der innenpolitischen Redaktion der »Neuen« gesessen. Seine politischen Aktivitäten hatte er da bereits auf den »Häuserkampf« verlegt, freilich tendierte er auch dort mehr zu den Legalisierern. Die Identität des ehemaligen Kaders bröckelt ab, an Stelle des berufsrevolutionären trat der berufliche Streß.

Dann ein kurzes Intermezzo an der Universität. Jetzt wollte er Volkswirtschaft studieren, die berufliche Karriere richtig systematisch fundieren. Schon zu Beginn des zweiten Semesters hatte er jedoch die Nase voll, das war ihm alles »von der Wirklichkeit viel zu weit entfernt«.

Zugegeben, die Ware Bildung wird verbrämter an den Mann gebracht als Eier auf dem Markt. Zumindest die ideologische Grundausstattung hat er dann auch viel konsequenter verinnerlichen können, nachdem er sich vor einem Jahr entschloß, es mal direkt in der freien Wirtschaft zu versuchen.

Und so fühlt er sich jetzt »viel lockerer«. Ach geh ganz anders damit um, ich kann Grenzen ziehen zwischen der Arbeit und dem, was ich persönlich darstelle«. Dieses Kunststück kann im Kapitalismus allerdings nur dem gelingen, der sein Leben in völliger Identität mit dem gesellschaftlichen Zweck weiß: »Wie klein mein Laden auch ist, ich bin mein eigener Unternehmer. Ich seh mich mit allen Gesprächspartnern immer auf gleicher Stufe.«

Das Selbstwertgefühl stimmt also, da kann er auch seine weiteren Ziele ganz unverkrampft formulieren. Marktlücken entdecken, gutes Geld machen, aber auch: »den Laden führen, ohne zum Schwein abzurutschen«. Seinen Kompagnon, der die Arbeitslosen eigentlich alle für »verrückt« hält, weil sie nicht die Gelegenheiten ergriffen, die massenhaft auf der Straße lägen, nimmt er in Schutz. Der habe eben noch persönliche Geltungsprobleme. »Es ist ja nicht so, daß die Leute alle zu Arschlöchern werden, sie arrangieren sich nur mit dem System. «

Zwar stückweise ein stabilisierender Faktor, aber gleichzeitig das einzig noch wirkende Moment gesellschaftlicher Innovation zu sein, behaupten die Propagandisten der Dualwirtschaft von sich. »Das Neue im Alten« (Opielka/Greifeld) glauben sie mit ihrer alternativen Wirtschaft vorzuleben. Vor mehr als hundert Jahren hat mal einer gemeint, daß die kapitalistische Produktion nicht nur Gegenstände für das Subjekt schafft, sondern auch Subjekte für den Gegenstand. So alt ist das Neue schon.

Konkret 11/84, S. 44

Peter Krauß

Tausche ein Heim gegen Ostmärker

Da will einer rübermachen, umsiedeln. Nicht einfach so aus Jux und Tollerei, sondern aus Notwendigkeit. Da will einer nicht mehr Teil des Arbeitsmarktes sein, sondern teilhaben am Recht auf Arbeit. Drüben, in der DDR, wo der Begriff »Arbeitslosenquote« nur vorkommt in den Berichten über das kapitalistische Ausland. Wie kommt einer im Jahre 1984 dazu?

Ungeduldig steht er bereits am Gartenzaun und hält U Ausschau. »Ich warte schon eine halbe Ewigkeit«, grüßt er, öffnet das Tor und führt durch einen gepflegten Vorgarten in den roten Klinkerbau. »Nun ja«, winkt er beschwichtigend ab, »was Zeit betrifft, bin ich steinreich - ein Millionär sozusagen«.

Horst Fangmeier, gelernter Maschinensetzer, hat gut reden. Was allerdings seine materielle Existenz angeht, »sieht es zappenduster aus«. Seit nunmehr gut anderthalb Jahren ist der fünfzigjährige Facharbeiter »von Beruf Arbeitsloser«. »In meinem Alter«, klagt Fangmeier verbittert, »bist du hierzulande doch schon altes Eisen - gesellschaftlich abgeschrieben eben«. Das langjährige Gewerkschaftsmitglied der IG Druck und Papier weiß im »Glauben an den Aufschwung und dessen 'Früchte' eine Ernte durch falsche Hände«. Auf seine Zukunftsperspektiven in der Bundesrepublik angesprochen, nimmt er unversehens die Haltung von Punks und Aussteigern an: »No future«. Obgleich er »das Kind« lieber beim deutschen Namen benennt.

Horst Fangmeier ist Aussteiger ungewöhnlicher Natur: Er will in die DDR aussiedeln. »So flott wie möglich«, sagt es überzeugt, denn von der Bundesrepublik hat der Arbeitslose »die Nase gestrichen voll«. Zudem ist für ihn »der Käse schon längst gegessen«: »Hier kommt es in absehbarer Zeit zum totalen Crash.«

Dabei fing alles so verheißungsvoll an: Von 1940-1949 besuchte der junge Horst Fangmeier die Volksschule, wo gelehrt wurde, »verdienstvoll voranzukommen ohne groß aufzufallen«. Mit dererlei deutscher Gründlichkeit gewappnet, schließt eine Lehre als Schriftsetzer an. »Zu dieser Zeit wußte ich mit Blei zu hantieren«; die wirtschaftliche und politische Restauration Westdeutschlands als kapitalistischer US-Trabant vollzog sich für ihn »hinter den Kulissen«. »Von Politik hatte ich damals nicht den blassesten Schimmer«. Zwar war Fangmeier seit seinem Ausbildungsbeginn Gewerkschaftsmitglied, machte sein Kreuzchen pflichtbewußt bei den Sozialdemokraten, »aber das lag mehr in der Familie« denn in politischer Überzeugung begründet. Froh drum, »was zu beißen und eine anständige Arbeit zu haben«, half er mit, das deutsche »Wirtschaftswunder« auf die Beine zu stellen. Bis es sich auf und davon stahl.

»Damals dachte ich: Jetzt hast du für immer ausgesorgt. Das ist dein Traum-'Jopp'.« Von nunmehr insgesamt fünfjähriger Arbeitslosigkeit eines Besseren belehrt, glaubt der Maschinensetzer es heute eher mit einem gestandenen Alptraum zu tun zu haben. Ober 130 Bewerbungen sandte er seit März 1983 an Betriebe. «Im Umkreis von 100 Kilometer klapperte ich alles ab, was auch nur annähernd mit Druckerschwärze zu tun hatte.«

Die Resonanz auf seine »höllische Arbeitssuche«: Einige Firmen schickten obligatorische Absagen zu. Das Gros aller an geschriebenen Druckereien jedoch sah sich erst gar nicht genötigt, mit stereotypen Durchhalteparolen wie »wir merken Sie vor, falls...« und »der negative Bescheid hat mit ihrer fachlichen Qualifikation nichts zu tun« zu antworten.

An seinem beruflichen Werdegang gemessen, stoßen die »Berge von Absagen« eher auf Unverständnis. Regelmäßig nahm Fangmeier an Fortbildungslehrgängen der Gewerkschaft teil und konnte darüber hinaus auf längere Auslandsaufenthalte, unter anderem in der Schweiz und in Schweden, verweisen. »Als junger Kerl wollte ich was von der Welt sehen«, erklärt er. Im Turnus von etwa drei Jahren wechselte Fangmeier seinen Arbeitsplatz. »Rausgeworfen hat mich da niemals einer.« Offenbach, Essen, Frankfurt und Osnabrück kennzeichneten wesentlich seine berufliche Flexibilität. »Ohne die kommt man nicht weit«, sagt der Junggeselle, der heute im Haus seines Vater in der westfälischen Kleinstadt Lengerich nahe Osnabrück lebt.

Als er dann nach der »rastlosen Zeit« einen »festen Ruhepunkt« suchte, erhielt er von Springer in Hamburg ein Angebot als Maschinensetzer bei der »Welt«. Von 1964 bis Herbst 1975 fand er in der Hansestadt »ein Stück zweite Heimat«. Im Sommer 1975, Fangmeier kam gerade von seinem Urlaub zurück »in die Bude«, fand er statt einer herzlichen Begrüßung die Aufforderung vor, »umgehend die Personalabteilung aufzusuchen«. Ohne große Erklärungen baten ihn die zuständigen Herren, »sofort den Kittel unter den Arm zu klemmen«.

Horst Fangmeier sitzt erregt im Wohnzimmersessel neben einer bieder bestückten Glasvitrine und resümiert mit bebender Stimme. Seinerzeit brach für ihn nicht nur das »Welt»bild gänzlich entzwei. Gewohnte Sprüche wie »Habe Hochachtung vor dem, was der Mann geschaffen hat«, blieben ihm plötzlich »wie Betonklötze im Hals stecken«.

Die Kündigung kam zu einem denkbar verheerenden Zeitpunkt: Just in dem Moment, da Fangmeier einigermaßen einen mißglückten Selbstmordversuch überstanden hatte, ging es ihm nun finanziell an den Kragen. »Wie man in diese Welt geworfen wird, danach fragt keiner. Aber wehe, man will sein Leben dann in die Hand nehmen.« Anstatt seines Lebens

nahm Fangmeier ein Messer in die Hand, um sich die Halsschlagader aufzuschneiden. »War nich'«, meint er heute lapidar und zeigt fast stolz eine handbreite Narbe vor. Über die Nervenklinik, in die man ihn daraufhin steckte, wartet er mit einer Anekdote auf: »Um die Jahrhundertwende haben die Politiker die Lengericher Bürger vor die Wahl gestellt: Entweder wir bauen euch eine Kaserne oder ein Landeskrankenhaus.« Doch weil die ländlichen Anwohner ihre Töchter in Gefahr sahen, entschieden sie sich für das Krankenhaus.

Bei Springers »Welt« in Hamburg entschied man ebenfalls: Fangmeier war fristlos gefeuert. Insgesamt dreimal nahm er an einer stationären Therapie teil. Feierabend. So saß er wieder in Lengerich. »Hier passiert wenig. Jeder neue Maulwurfhaufen wird kurzerhand zur Sensation erklärt«, lacht er. Das Leben in der Kleinstadt, wo ein Zementwerk und eine fußballplatzgroße »Shopping-Promenade« das Leben bestimmen, ist Fangmeier »zu eng und muffig«.

In der 20.000 Seelen zählenden Stadt ist er den Bürgern einschlägig bekannt. Zu derartiger Popularität verhalf ihm eine Nacht-und-Nebel-Aktion. Die Bundestagswahl im März 1983 stand vor der Tür. Von dieser zur nächsten marschierte eines Nachts Horst Fangmeier, einen Packen Briefkouverts unterm Arm. Angesichts seiner Lage mochte er auch sein Scherflein zur Wahl beisteuern. »Lengerich ist schwärzer als der Bonner Kohlenkeller«, meint er und schimpft über die Farblosigkeit der örtlichen »Roten«.

Fangmeiers nächtliche Briefsendungen an alle Haushaltungen schlug ein wie eine Bombe: »Wählst du im Frühjahr CDU ' kneifst du im Herbst das Arschloch zu« - die Sprechblase einer Karikatur. Im ländlichen Lengerich verdächtigten tagsdrauf die anständigen Bürger die unanständigen. Doch die Sozialdemokraten dementierten hurtig Und klärten den örtlichen Politthriller in Eigenregie auf: Zwei Genossen, ebenfalls des Nachts unterwegs gewesen, identifizierten den arbeitslosen Maschinensetzer. Dieser scheinbar lapidare Vorfall wurde zu einem politischen Fall, wie Fangmeier heute meint. Im März 1983 nämlich setzte ihn die Lengericher Handelsdruckerei prompt vor die Tür. Fangmeier war zum Gang vors Arbeitsgericht fest entschlossen. Zuvor ging er aber erst mal zum örtlichen Sekretär seiner Gewerkschaft, um Rechtshilfe zu fordern. Und siehe da, der Kollege Sekretär hatte zwei Beine. Darunter ein sozialdemokratisches im Lengericher Stadtparlament. Sein anderes, so meint Fangmeier, wollte er denn auch nicht der Justiz in die Türe stemmen. Mit dem Verweis auf »mangelnde Erfolgsaussicht« riet der Genosse Sekretär von einer Klage Fangmeiers ab. Seither war für ihn auch der Ofen Gewerkschaft aus. Kohl blieb Kanzler, Fangmeier verlor vor Gericht. Für ihn wurde es »von Tag zu Tag düsterer hier«. Der »anfänglich eher spielerische Gedanke«, in die DDR überzusiedeln, ging ihm seither »nicht mehr aus dem Kopf«. »Bevor ich hier in dieser Freiheit verrecke«, erklärt Fangmeier ernst, »begebe ich mich lieber in die Anführungs-Unfreiheit - zu den Kommunisten«.

Mit dem altvertrauten Spruch »Geh doch rüber, du ... « ist hierzulande erfahrungsgemäß nicht nur Kohls Gefolgschaft schnell bei der Hand. Meist wollen jene Heimwerker des Verfassungsschutzes gründlichkeitshalber auch noch ein Ticket samt Adressiervermerk an die große Zehe binden. Doch sagt mal einer ungestüm ja, will es wieder keiner gewesen sein. Dann stellt man sich noch doofer als bei der großherzigen Offerte zuvor.

Für die Springer-Presse existiert die DDR schlichtweg nur mit Gänsefüßchen. Restlos beginnt die Sache zu hinken, wenn es darum geht, von westlichen Behörden Näheres über das Umsiedlungsverfahren in Erfahrung zu bringen. Da verschlägt es den ansonsten redebeflissenen Referenten durch die Bank die Sprache. Weder Bundesinnenministerium, Gesamtdeutsches Institut, Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen, Bundeszentrale für politische Bildung noch das Statistische Bundesamt wollen Näheres wissen. Einer verweist auf die Zuständigkeit des anderen.

Von solch einträchtig dargebotener Unwissenheit beeindruckt, kann man sich am Ende seiner Recherchen gar fragen, ob es denn überhaupt dergleichen wie Übersiedlung in die DDR gibt.

Und ob: Über 1.500 Bundesbürger zogen es allein 1982 vor, die Koffer zu packen, um die Zelte im A(rbeiter) & B(auern)Staat aufzutun. Horst Fangmeier ist also kein Pionier mehr.

Dennoch: »Wer A sagt, muß auch B sagen«, sagt Fangmeier. Denn: »Je mehr Arbeitslose es hier geben wird, desto drastischer kürzt der Staat das Arbeitslosengeld.« Einer »revolutionär aufschäumenden Bewegung«, basierend auf dem Prinzip eines Instant-Kaffeepulvers, will er nicht recht Glauben schenken. Hingegen sieht Fangmeier, »daß wenige immer reicher, die vielen aber ärmer werden«. Die Obersiedlung in die DDR wird für ihn so denn auch »zu einer knallharten Existenzfrage«. Dem Renegaten des Kapitalismus ist es gleich, ob er nun im Osten keinen Trabanten, oder im Westen keinen Golf kutschiert. Apfel mag er sowieso viel lieber leiden als Apfelsinen, und von der Welt will er »nunmal die andere Seite kennenlernen«. Seinen Whisky auf Teneriffa zu kippen, ist für ihn »nicht der Lebenssinn«.

Was die DDR anbelangt, schwelgt Fangmeier im siebten Himmel nicht. Einen »ordentlichen 'Jopp'« will er, eine kleine Wohnung und vor allem »herzliche Menschen« um sich herum. Dann »maloche ich, bis es eben nicht mehr geht«. Der Bonner Ständigen Vertretung des DDR-Staates, dem er »nicht zur Last fallen« mag, schickte er zwei Anfragen. Lapidar schrieb diese zurück, Fangmeier solle sich doch bitteschön an die »dafür zuständigen staatlichen Organe an den Grenzübergangsstellen der Deutschen Demokratischen Republik« wenden.

In diesem Herbst fährt Fangmeier erst einmal rüber. »Ich werde mir alles in Ruhe angucken.« Derweilen er auf entsprechende Signale wartet, führt er »mit Gott und der Welt« regen Briefverkehr. Wenn Fangmeier mal nicht »Anfragen« stellt, sitzt er an seinem Kastenklavier, spielt alte Operettenmelodien, fährt mit dem Rad über die Felder oder hört eifrig Radio Moskau.

Die Bonner Regierung tat den »Brüdern und Schwestern jenseits.. « in Form ihres ranghöchsten Beziehungswärters, Bundesminister Windelen, erst kürzlich wieder kund: Man wolle »auf einen Zustand hinarbeiten, der es den DDR-Bürgern leichter macht, zu bleiben«. Drüben, versteht sich. Offiziell heißt Bonn die DDR-Aussiedler herzlich willkommen, intern aber kommen Kohls Regierung vermehrt Bedenken bei dieser Form »Wiedervereinigung«. So empfiehlt die »FAZ« denn auch in einem ihrer leidigen Leitkommentare, zu den »nationalen Interessen der DDR gehört es, sich wirtschaftlich und finanziell an die Bundesrepublik anzulehnen«. Herrgott, stehe ihnen bei, will man rüberrufen, doch der im Kanzleramt für die Deutschlandpolitik zuständige Staatsminister Jenninger zieht klammheimlich den schwärzesten Joker: Kohl und seine wackeren Deutschland-Mannen wollten die DDR nicht entvölkern, weil das nicht »unserem Anspruch auf Einheit der Nation« entspricht, »wenn sich am Ende die Nation bei uns versammelt«. Kanzler Kohl, eigenhändig verkündeter Adenauerenkel, muß sich wohl Großpapas Rat doppelgründlich zur Brust genommen haben: »Lieber das halbe Deutschland ganz, als das ganze halb.«

Womit der Berliner Mauerbau 1961, von den C-Parteien nur zu gern bei jeder denklichen Gelegenheit verteufelt, in Anbetracht der ökonomischen Lage hierzulande in späteren Jahren gar als »kapitalistischer Schutzwall« in die Geschichtsschreibung eingehen könnte.

Wenn es überhaupt solange währt! Günter Gaus stellt in seinem gleichnamigen Buch klar »Wo Deutschland liegt«: »Mitten auf dem ersten Schlachtfeld.« Für Horst Fangmeier ist es »dann eh egal, wo man gerade seine Beine auf dem Boden hat«.

»Sich mit dem Staat abfinden, ist so notwendig als: sich mit dem Scheißen abfinden. Aber den Staat lieben ist nicht so notwendig.« Das schrieb einer, der lange vor Fangmeier in die spätere DDR ging und dessen Werke im Regal des Maschinensetzers stehen: Brecht.

Konkret 11/84, S. 48

Oskar Lafontaine

Buddha bei die Fische

Interview mit dem Saarbrücker Oberbürgermeister und SPD-Politiker Oskar Lafontaine

KONKRET: Damals, als wir noch zu den Bundeskongressen der Jusos fuhren, haben wir Oskar Lafontaine nie bemerkt. Heute sind Sie *der* prominente Linke in der SPD. Wo steckten Sie eigentlich, als Roth und Voigt noch die großen Linken waren?

Lafontaine: Bei mir ist die Entwicklung vielleicht umgekehrt gelaufen. Während sich einige meiner Positionen in den letzten Jahren zum linken Spektrum hin verschoben haben, war ich damals ein braver Sozialdemokrat.

KONKRET: Trotz dieses Wandels kann man sich bei Lektüre etwa des »Stern« oder des »Spiegel« nicht des Eindrucks erwehren, als seien Sie geradezu der Lieblings-Sozi der liberalen Presse geworden. Sogar Peter Glotz hat - mit der Wendigkeit einer Barkasse - entdeckt, daß Sie ein kommender Mann in der Partei sind. Wie erklären Sie sich das?

Lafontaine: Vielleicht haben einige Leute bemerkt, welche Wahlergebnisse die Saar-SPD erzielt und wie sich die SPD - zum Beispiel in der Rüstungsfrage - verändert hat, und daß ich daran einen Anteil habe.

KONKRET: Aber gerade Sozialdemokraten, die sich in die Friedensbewegung eingereiht haben, wurden doch normalerweise von der SPD-Führung als linke Spinner oder Parteigänger der Kommunisten abgewertet.

Lafontaine: Vor zwei Jahren hat sich das SPD-Präsidium noch von mir distanziert. Das hat sich geändert. Wenn jemand zehn Jahre eine Stadt regiert und zweimal eine absolute Mehrheit erreicht hat, kann man ihn schlecht als Spinner abtun. Auch die Politik der SPD hat sich geändert.

KONKRET: Gut, das erklärt die plötzliche Liebe der Bonner Genossen, aber doch nicht die von Blättern wie »Spiegel« und »Stern«, die doch sonst stets eine gute Nase für Leute haben, die am herrschenden System kratzen könnten. Haben die vielleicht gemerkt, daß Lafontaine gar kein Linker ist?

Lafontaine: Ich kann mit dem Begriff »links« nur wenig anfangen. Wenn jemand sagt, daß es links sei, konsequent gegen die Aufrüstungspolitik zu kämpfen, dann bin ich links. Aber im Grunde habe ich einen konservativen Politikansatz: Das Leben bewahren, die Umwelt bewahren.

KONKRET: Können wir uns darauf verständigen, daß Sozialismus - wie »demokratisch« auch immer - im Spektrum der politischen Theorien eine linke Position hat?

Lafontaine: Klar. Ich will mir bloß keinen zu großen Anspruch zuschreiben. Ich sage lieber anhand konkreter Fragen, wo ich stehe.

KONKRET: Aber auch konkrete Antworten auf konkrete Fragen fallen nicht vom Himmel. Dahinter steht immer ein Weltbild.

Lafontaine: Als Günter Gaus mich kürzlich nach meiner Auffassung von Ethik fragte, habe ich mich auf Albert Schweitzer bezogen, auf seine Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben. Ich weiß nicht, ob das eine linke Position ist.

KONKRET: Werden wir also konkret. Wir zitieren: »Der globale Rohstoff-Imperialismus ist mit der politischen Theorie des demokratischen Sozialismus nicht vereinbar.« Original Lafontaine. Heißt das, daß ein etwas anderer, nicht globaler Imperialismus...

Lafontaine: Alles, was Imperialismus ist, ist mit dem demokratischen Sozialismus nicht vereinbar.

KONKRET: Mein Gott, was soll dann aus der Bundesrepublik Deutschland werden? Denn die lebt doch davon.

Lafontaine: Die Bundesrepublik muß darauf hinwirken, daß die Bündnisse aufgelöst werden und daß beide Teile Deutschlands sich mehr und mehr von den Supermächten lösen und ihre eigenen Interessen formulieren. Das heißt, dem Imperialismus widerstehen.

KONKRET. Das ist uns schon bei der Lektüre Ihres Buchs * aufgefallen: Sie tun durchweg so, als sei die Bundesrepublik ein armes Opfer in den Klauen der Supermacht USA und nicht der wirtschaftlich und militärisch zweitmächtigste Staat der kapitalistischen Welt, der sich mit den USA und anderen die Ausbeutung der Dritten Welt teilt.

Lafontaine: Ich sehe die Bundesrepublik als Mittäter. Opfer ist sie nur bei den Atomwaffen, da sie nichts mitzureden hat.

KONKRET: Dennoch beziehen Sie das Wort vom »globalen Rohstoff-Imperialismustt ausschließlich auf die USA. Als sprächen nur die von »unseren Rohstoffquellen«, von »unserem Öl«.

Lafontaine: Auch Dregger, Wörner und andere Unionschristen.

KONKRET: Jetzt wollen wir aber nicht alles auf die Wende schieben!

Lafontaine: Schmidt wollte unsere Jungs nicht am Golf sehen.

KONKRET: Nein, aber die US-Boys, unsere Verbündeten.

Lafontaine: Eine unkritische Haltung gegenüber den elementaren Interessen der Länder der Dritten Welt ist leider auch in der SPD festzustellen.

KONKRET. Nur »unkritische Haltung«? Ist es nicht vielmehr die ganz richtige Erkenntnis, daß der Reichtum der Bundesrepublik auf der Ausbeutung der Dritten Welt basiert? Die »freien« Märkte und die billigen Rohstoffe und Arbeitskräfte der Dritten Welt bilden doch das Schmiermittel, mit dem unsere Gesellschaftsordnung am Laufen gehalten wird. Glauben Sie etwa, daß die in den Jahren 1969 bis 1982 regierenden Sozialdemokraten das nicht so verstanden haben?

Lafontaine: Das würde ich tatsächlich bestreiten. Mit der Ausrede, wir können doch nichts daran ändern, schafft man sich nach und nach die Möglichkeit, die Augen vor dem Unrecht zu verschließen, das den Menschen in der Dritten Welt zugefügt wird.

KONKRET: Die SPD hat nicht gewußt, was sie da tut?

Lafontaine: Die Verdrängung erklärt vieles von dem, was heute passiert. SPD-Mitglieder sind gegen die Verdrängung nicht immun. Die weltweite Hochrüstung ist ein Beispiel dafür, was Verdrängung alles möglich macht. Da kennt auch der real existierende Sozialismus kein Pardon.

KONKRET. Aber der Bundesverband der Deutschen Industrie weiß, was er tut.

Lafontaine: Auch da habe ich meine Zweifel. Es lebt sich immer besser, wenn man die Wahrheit verdrängt.

KONKRET: Die lagern ihre Produktion nach Südafrika aus und wissen nicht, wie das funktioniert?

Lafontaine: Ich glaube nicht, daß denen klar ist, daß Ausbeutung Ausbeutung ist. Da steht - wie bei Reagan - eine Vorstellung von Gottgewolltem dahinter. Die Guten und die Besseren können sich nach dieser Ideologie halt ein besseres Leben leisten. So weigern sie sich, die Folgen des eigenen Handelns zu sehen. So wird aus Unrechtsbewußtsein Rechtsbewußtsein.

KONKRET: Die Ideologie der Sozialdemokratie ist der »demokratische Sozialismus«. Das heißt für Sie, wenn wir Ihr Buch richtig verstanden haben, Solidarität statt Imperialismus.

Lafontaine: Der Begriff Solidarität ist zu einer Leerformel verkommen. Ich bin der Meinung: Wer gegenüber der Natur eine aggressive Haltung hat, ist zu Solidarität nicht fähig. Zum Verständnis dieses Satzes verweise ich auf die buddhistische Philosophie.

KONKRET: Was bedeutet das Prinzip Solidarität für die Organisation der Wirtschaft.

Lafontaine: Da bedeutet es, Abhängigkeit und Ausbeutung abzubauen, soweit das geht. Solidarität heißt, in dem andern einen Menschen zu sehen, der dieselben Rechte und Chancen haben soll, die man sich selbst wünscht.

KONKRET: Aber die Entwicklung geht doch genau in die entgegengesetzte Richtung - auch während des Jahrzehnts, da in Bonn die SPD regierte. Die sogenannte »Exportabhängigkeit«, ein Synonym für die Ausbeutung der Dritten Welt, blieb das herrschende Prinzip.

Lafontaine: Die SPD regierte mit der FDP, das wollen wir nicht vergessen. Ich gehöre auch zu denen, die die sozialliberale Regierung kritisiert haben. Man muß aber sehen: Wenn es um Systemfragen geht, ist die Veränderungsgeschwindigkeit gering. Daß wir unser Wirtschaftssystem umstellen müssen und daß dabei die Ökologie uns Antworten anbietet, die sich auch aus der Imperialismustheorie ableiten lassen, ist offenkundig. **KONKRET:** Also Autarkie statt Export?

Lafontaine: Die ökologische Forderung der Dezentralisierung geht in die Richtung der Autarkie. Es geht um eine Minimierung der Energieumwandlung. Wir können nicht an einer Wirtschaft festhalten, die die Energieumwandlung und den Materialverbrauch ständig steigert.

KONKRET: Und wie soll dieser Richtungswechsel geschehen? Als Roth und Voigt noch jung waren, empfahlen sie eine »Strategie der systemüberwindenden Reformen«. Man schien davon zu träumen, daß die Eigentümer von Produktionsmitteln eines morgens aufwachen und überrascht feststellen, daß sie durch eine Summe kleiner Reformen plötzlich ihre Macht eingebüßt haben. Daß die nicht mit den Achseln zucken und sich fügen, sondern handfesten Widerstand leisten werden, kam bei dieser Strategie immer ein bißchen zu kurz.

Lafontaine: Eine Sie zufriedenstellende Antwort gibt es nicht. Wir müssen ja immer wieder fragen, wie sich sozialistische oder sozialdemokratische Reformpolitik unter den gegenwärtigen Umständen überhaupt durchsetzen läßt. Wir haben erlebt, wie die sozialistische Regierung Frankreichs versucht hat, der reaganschen Wirtschaftspolitik gegenzusteuern. Nach zwei

Jahren wurde alles zurückgenommen. Wer sich mit sozialistischer Reformpolitik beschäftigt, stößt auf die Frage nach dem Eigentum an Produktionsmitteln. Er sieht die Staaten des real existierenden Sozialismus und stellt sich die Frage, was dort besser ist in Bezug auf Abhängigkeit und Ausbeutung. Der Einzelne im Produktionsprozeß hat nichts davon, daß das Eigentum an den Produktionsmitteln auf den Staat übergegangen ist. Deshalb messe ich der Frage der Arbeitsorganisation eine größere Bedeutung zu als der Frage nach dem Eigentum an Produktionsmitteln. Hier muß sozialistische Reformpolitik ansetzen.

KONKRET: Das scheint uns überhaupt eine Spezialität Ihrer Politik zu sein: Es geht immer um die kleine Einheit - den Arbeitsplatz und nicht die Klassenlage, die nationale Autarkie und nicht die Weltwirtschaft, das atomwaffenfreie Deutschland und nicht Nato und Warschauer Pakt. Sind Sie vielleicht deshalb der Lieblingssozi?

Lafontaine: Man muß bei den kleinen Einheiten beginnen, wenn man die notwendigen Veränderungen verständlich machen will. Die Selbstbestimmungsidee ist der Kern meiner Überlegungen. Selbstbestimmung kann in diesem Zusammenhang auch als Nationalismus diskreditiert werden, auch wenn es um die Verteidigungspolitik geht.

KONKRET: Das ist leicht gesagt und, besonders in diesem Land, schwer getan. Die sozialdemokratische Linke von Havemann über Gaus bis zu Ihnen hat die nationale Frage wieder gesellschaftsfähig gemacht...

Lafontaine: Das mag sein.

KONKRET:... und nun stehen sie da wie Zauberlehrlinge, wenn Kohl, Dregger und Windelen auf der nationalen Welle schwimmen.

Lafontaine: Überlegungen sind nicht deshalb falsch, weil andere sie mißbrauchen. Ich bin gegen jede Art von Fremdbestimmung.

KONKRET: Die Eigentümer der Produktionsmittel sind aber international organisiert.

Lafontaine: Wenn ich hier im zweitstärksten Industriestaat der westlichen Welt die Ökonomie umstrukturiere, hat das Auswirkungen auf die Volkswirtschaft anderer Länder.

KONKRET: Deshalb klappt das ja auch nicht.

Lafontaine: Aber wir können doch nicht anders vorgehen. So unbefriedigend die Antwort sein mag: Wir müssen bei uns anfangen, unsere Ideen zu erproben. Wenn ich den Kapitalismus in Frage stelle, muß ich eine Vorstellung davon haben, was ich anders machen will. Als praktisch denkender Mensch schaue ich mich dann im real existierenden Sozialismus um und sehe: die dort gegebenen Antworten befriedigen nicht. Kommunismus und Sozialdemokratie sind Antworten auf das Industriezeitalter. Sie haben auch die zerstörerischen Strukturprinzipien des Industriezeitalters zum Bestandteil ihrer politischen Theorie. Ich habe vorhin den Buddhismus erwähnt. Aus seiner Philosophie kann man Antworten entnehmen, die geeignet sind, die ökologische Frage zu lösen.

KONKRET: Gibt es die Chance für einen »dritten Weg«?

Lafontaine: Kapitalismus und Kommunismus haben einen gemeinsamen Fehler. Sie setzen auf die Entfaltung der Produktivkräfte, obwohl es heute darum geht, diesen Prozeß zu bremsen.

KONKRET: Also die ökologische Frage wird ja auch so beantwortet: Wir kennen keine Klassen mehr, wir kennen nur noch Bäume. Es gibt ein klassenübergreifendes Interesse am Fortbestand des Waldes; keiner will mehr Atomkraftwerke bauen, wenn sie nicht rentabel sind; die Industrie, die an der Zerstörung der Umwelt verdient hat, wird gern an deren Sanierung noch einmal ein Geschäft machen. Grüner Kapitalismus?

Lafontaine: Da bin ich ganz anderer Meinung. Der Kapitalverwertungsprozeß wird nicht dahin führen, daß man den Wald wieder repariert. Das ist ein Widerspruch in sich. Es kommt darauf an, den Kapitalverwertungsprozeß so zu korrigieren, daß der Wald erhalten bleibt. Der Prozeß in sich ist zerstörerisch - in dieser Erkenntnis trifft sich die ökologische Frage mit dem sozialistischen Politikansatz. Aber sie überholt ihn oder hebt ihn auf im dialektischen Sinne. Außerdem: Die Klassenkampf-Theorie ist nicht in Übereinstimmung zu bringen mit dem Solidaritätsprinzip. Solidarität muß auch klassenübergreifend sein.

KONKRET: Das Lied »Brüder, in eins nun die Hände« reimt »Ewig der Sklaverei ein Ende«. Solidarität ist da nicht als Nächstenliebe zum Sklavenhalter gedacht.

Lafontaine: Aber auch nicht als Anleitung zur gewaltsamen Beseitigung des bestehenden Systems unter Hinnahme großer Opfer an Menschenleben.

KONKRET: Die Gefahr ist nicht sehr groß, in der Bundesrepublik.

Lafontaine: So ist es.

KONKRET: Angenommen, das Kapital empfindet angesichts der sauren Regens Solidarität mit dem deutschen Wald - dann läßt es in Zukunft, wie zum Teil schon heute, seine Gifte in Indonesien oder Argentinien produzieren.

Lafontaine: Das wäre nur scheinbar ein Ausweg. Die ökologische Frage stellt sich global. Wer die Produktion von Gift auf eine Erdhälfte begrenzt, rettet damit nicht die andere Hälfte.

KONKRET: Reden wir noch über Atomrüstung. Wie weit konnten sie die Partei auf Ihre Seite ziehen?

Lafontaine: Mit der SPD sind weitere Aufrüstungsrunden nicht mehr zu machen. Wenn jetzt einer käme - und hieße er auch Helmut Schmidt - und sagte, wir müssen gegenüber der SS 22 die nächste Nachrüstung starten: der hätte keine Chance.

KONKRET: Solange die SPD in der Opposition ist.

Lafontaine: Ich habe Politiker wie Schmidt und Mitterrand nicht verstanden, die vor ihrer Regierungszeit antinukleare Positionen vertreten haben, um sie während ihrer Regierungszeit aufzugeben. Ich kann das nicht nachvollziehen. Wenn es um die Frage unseres Überlebens geht, muß man zu seinen Überzeugungen stehen.

KONKRET: Sie haben geschrieben, daß nach der Stationierung der Pershing 11 nichts mehr so sein werde wie zuvor. Stimmt das noch? Und ist die Kriegsgefahr gewachsen?

Lafontaine: Nach meinem Urteil: ja. Alles was jetzt läuft ist Destabilisierung. Keiner kann die Antworten der anderen Seite zuverlässig kalkulieren. Die Theorie der Abschreckung unterstellt, daß der andere rational handelt. Die neuen Waffen verstärken dagegen das Moment der Irrationalität. Deshalb ist die Kriegsgefahr gewachsen.

KONKRET: Aus der Friedensbewegung ist der Schwung raus. Hat sie überhaupt etwas bewirkt?

Lafontaine: Sie hat in weiten Teilen der Bevölkerung einen Bewußtseinswandel herbeigeführt. Sie wirkt auf die Ost-West-Beziehungen stabilisierend.

Wir müssen versuchen, eine politisch umsetzbare Mehrheit zustande zu bringen, die die Raketenstationierung rückgängig macht. Wenn man die Wahlergebnisse in Nordrhein-Westfalen oder bei uns sieht, dann sind wir nicht allzu weit davon weg.

KONKRET: Endergebnis: Mehr Raketen und mehr Bewußtsein?

Lafontaine: Die Friedensbewegung hat die Stationierung nicht verhindern können. Sie hat aber das Bewußtsein geschaffen, daß neue Aufrüstungsrunden verhindert werden.

KONKRET: Die nächste SPD-geführte Bundesregierung wird die Raketen wieder abbauen lassen?

Lafontaine: Wenn es nach mir geht, ja. a

---

* Oskar Lafontaine: Angst vor den Freunden, Reinbek 1983, 189 Seiten, 14,- DM

Konkret 11/84, S. 52

Peggy Parnass

Dazu sind Waffen da

Wer 'ne Knarre hat, schießt schneller. Wer nervös ist und 'ne Knarre hat, noch schneller. Wer Angst hat oder wer sich im Recht fühlt auch. Polizisten schießen am schnellsten.

In Hamburg war es der Polizeihauptmeister Dieter Lücke, der nach 21 Dienstjahren auf einem Parkplatz den 18jährigen Lehrling Alf Heins in den Hinterkopf schoß. Nachts um zwei Uhr.

Lücke und ein Kollege hatten sich freiwillig zum Einsatz gemeldet, weil bekannt war, daß auf den Parkplätzen häufig Wagen aufgebrochen, Radios und anderer Krimskrams geklaut wurden. Lückes Kollege verzog sich in den für die Beobachtung bereitgestellten Wohnwagen. Er hört den Funkverkehr ab.

Lücke hatte weder Funksprechgerät noch Trillerpfeife dabei, obwohl er mit bewaffneten Gangstern rechnete. Plötzlich sah er dann auch den 1.90 Meter großen Schüler Christian Schlamp, der mit leuchtender Taschenlampe in der Hand auf dem Parkplatz umherging. Lücke packte ihn an. Da kam der kleine Freund hinzu, nur 1.62 Meter und spiddelige vierzig Kilo. Sagte: »Is was?«, angeblich mit in Handschuhen geballten Fäusten. Ach Gott. Mußte auch vor dem Polizisten hergehen, ein Tritt von Lücke half nach. Leichtes Stolpern. Da die Waffe sowieso auf Alfs Hinterkopf gerichtet war, wurde es ein aufgesetzer Schuß.

Dieter Lücke sagte »Oh Scheiße!« Das rettete ihn vor dem Vorsatz und vor dem bedingten Vorsatz. Zu dem großen Schüler Christian sagte er: »Bleib hier stehen und warte, ich hole Hilfe.« Da hielt er den Jungen plötzlich für ungefährlich und gehorsam. War er ja auch.

Diese Geschichte brachte dem Polizisten im ersten Verfahren zwei Jahre ohne Bewährung ein. Daraufhin hielt sein Vergteidiger Bossi die junge Richterin Stephanie Haese (30) für inkompetent und voreingenommen. Denn Staatsanwalt Gammelin hatte nur ein Jahr zur Bewährung gefordert, und er selbst wollte den Freispruch.

Bossi legte Berufung ein. Die Eltern des Jungen nahmen wieder als Nebenkläger an der Verhandlung teil. Mußten wieder zusehen, wie an der Todeswaffe die Schießhaltung hin und her demonstriert wurde. Sagten: »Wir gehen raus, wenn von Gewebe- und anderen Obduktionsbefunden die Rede ist.«

Als Bossi kam, begrüßte er den Staatsanwalt Gammelin mit »Na, mein Mitstreiter! ... Im Herzen waren Sie doch immer bei uns!« Es gibt Angeklagte, die haben mehrere Verteidiger und erhalten Schonfristen: Der Polizist Lücke wurde erst drei Wochen nach der Tat vernommen, »weil er bis dahin unter Schock stand«. Alfs Freund wurde sofort von allen Seiten gelöchert, obwohl sogar Kriminalhauptmeister Priess später als Zeuge sagte: »Seine Verfassung war desolat. Er weinte ständig. Zitterte am ganzen Körper. Flog so richtig. Redete ganz unzusammenhängend.«

Der Anwalt der Eltern, Hans-Ulrich Lemberg, in seinem Plädoyer: »Die Nebenkläger haben keine Rachegedanken gegen den Angeklagten. Für sie ist der Tod ihres Kindes endgültig, die Verletzung nicht wieder gutzumachen. Da der Tod ihres Sohnes aber so sinnlos ist, haben sie den Wunsch, daß aus diesem Geschehen bei den in das Geschehen verwickelten Personen und der Allgemeinheit die notwendigen Konsequenzen gezogen werden.« Und er bat, seinen Gegner Bossi zitieren zu dürfen, der erst vor kurzem in einem anderen Prozeß gesagt hatte: »Es darf keinen Polizistenbonus geben. «

Normalerweise wird jemand, der einen Menschen tötet, ohne Mörder zu sein, als Totschläger bestraft. Außerdem gibt es die fahrlässige Tötung. Da reicht der Strafrahmen bis zu fünf Jahren. Von der oberen Grenze macht man aber keinen Gebrauch. Weder bei Tötung im Verkehr im Suff noch bei Polizeikugeln. Dieter Lücke hat in der Zeit zwischen seinen beiden Prozessen nicht auf die Dienstwaffe verzichtet. Auch diesmal hält man ihm zugute, daß er nicht vorbestraft ist. Vorbestraft ist er unter anderem deswegen nicht, weil er 1977, als er einem flüchtenden Einbrecher - wenn auch nicht tödlich - in den Hals schoß, nicht bestraft wurde. Der Flüchtende war unbewaffnet.

Ein Ausbilder für Fortgeschrittene: »Wir lehren: nicht festzunehmen um jeden Preis. « Lücke meint, daß er nicht der einzige sei, der Dienstanweisungen nicht befolgt. Denn Dienstanweisungen gibt es. »Nach den Sicherheitsbestimmungen für den Umgang mit Waffen und Munition ist der Zeigefinger gestreckt am Abzugsbügel zu halten und erst dann an den Abzug zu bringen, wenn abgezogen werden soll.« Die Waffe sei stets durchgeladen und entspannt zu tragen. Außerdem heißt es: »Vor der Anwendung von Schußwaffen ist stets zu warnen.« und »Schußwaffen dürfen nur gebraucht werden, wenn andere Maßnahmen des unmittelbaren Zwanges erfolglos angewendet sind oder offensichtlich keinen Erfolg versprechen.« und »Zweck des Schußwaffengebrauchs darf nur sein, angriffs- und fluchtuntüchtig zu machen.« und »Schußwaffen dürfen gegen einzelne Personen nur gebraucht werden, um eine Person, die sich der Festnahme oder der Feststellung ihrer Person durch die Flucht zu entziehen versucht, anzuhalten, wenn sie eines Vergehens dringend verdächtig

ist und Anhaltspunkte befürchten lassen, daß sie von einer Schußwaffe gebrauch machen werden.«

Der Nebenkläger sagt: »Wenn sich der Angeklagte Lücke an die Bestimmungen dieses Gesetzes gehalten hätte, hätte er bei seinem Intelligenzgrad erkennen können und müssen, daß die Situation auf dem Parkplatz unter keinen rechtlichen Gesichtspunkten den Gebrauch der Schußwaffe rechtfertigte.«

Lücke selbst sagt: »Durch Durchziehen der Waffe wollte ich darauf aufmerksam machen, daß ich bewaffnet bin, da ich als Polizist nicht zu erkennen war.«

Wie beruhigend. Stellt euch mal vor: im Dunkeln zieht hinter euch ein großer Mann mit Parka oder Lederjacke eine Waffe durch und richtet sie auf euch - auch wenn er »Polizei« dabei ruft. Das kann ich auch rufen.

Wie verhalten wir uns dann am besten? Bleiben wir vor Schreck stehen, heißt es, wir bauen uns drohend auf oder sind renitent. Zucken wir zusammen, kann es als Angriff mißverstanden werden. Laufen wir in Panik weg, ist es Flucht.

Wie dem auch sei, die Fünfte Große Strafkammer des Landgerichts Hamburg korrigiert das erste Urteil: Dieter Lücke bekommt eine Bewährungsstrafe von nur einem Jahr und drei Monaten statt der zwei Jahre ohne Bewährung. Er darf Polizeibeamter bleiben und nach drei Jahren Waffenverbot auch wieder schießen.

Nach dem Prozeß ist Alfs Familie weiter erschöpft und verzweifelt. Der Vater: »Unsere 18jährige Tochter hat sich geworfen und geschrien. So ein furchtbarer Schreikrampf. Und der Alf war ja der Abgott unserer 12jährigen. Sie versucht, sich jetzt mit ihm zu identifizieren. Trägt seine Pullover, wächst da rein. Wir sind alle seit damals in psychologischer Behandlung. Es ist so schlimm, wenn wir morgens aufstehen. Zeit heilt Wunden, sagt man. Stimmt nicht. Die Kirche war voll weinender Leute. Ober 350. Er war beliebt bei Jung und Alt. Unser Opa fährt jeden Tag zum Friedhof. Einmal wurde er auf der Straße vorm Friedhof ausgerechnet von Lücke angehalten und angeschnauzt. Ohne zu wissen, daß das der Mann war, der unseren Jungen erschossen hat, sagte er: 'Und die Polizei hat meinen Enkel erschossen.'«

Auch Rolf Bossi war mal Nebenkläger. Fast parallel zu seiner Aufgabe als Verteidiger des Polizisten Lücke, kämpfte er für, die trauernde Mutter Marianne Bergbauer. Die Frau, Fabrikarbeiterin, nebenher noch drei Putzstellen, hat ihren Sohn verloren. Jürgen, erst 14 und nur 1.50 Meter groß, sehr schmächtig, ein wuschelköpfiger, lustiger Lausbube, wurde am 30. März '83 in München von einem Polizisten erschossen. Ein schreckliches Versehen? Die Kurzschlußhandlung eines überängstlichen Beamten? Nervenversagen? Oder brutale Schießfreudigkeit? Jürgen war in ein Jugendzentrum, in dem er schon lange beliebt und gern gesehen war, durchs Fenster eingestiegen, um dort zu übernachten, wie schon manchmal davor. Er schämte sich wohl, nach Hause zu gehen, weil er etwas getrunken hatte, meinen die Freunde. Weil er nicht anders reinkonnte, schlug er eine Scheibe ein. Dadurch hielt der Polizist Friedrich Konzack den Hauptschüler für einen Einbrecher und schoß beherzt durchs Fenster. Dreimal. Der erste Schuß war schon tödlich.

Bossi fand damals herbe, bittere Worte gegen die Polizei. Doch auch sein Angriff auf den Polizistenbonus konnte nichts daran ändern, daß der Todesschütze mit sechs Monaten auf Bewährung davonkam. Der Staatsanwalt hatte dreieinhalb Jahre beantragt. Ein Urteil, das eher der Ermutigung als der Abschreckung dient. So brachen die Kollegen des Angeklagten dann auch in Jubel aus, spendeten im Gericht Beifall und nannten das Urteil »super«.

Alles nicht neu. Die Sache hat Tradition. Auch Kurras war umgeben von daumendrückenden Kollegen, als er vor Gericht stand, weil er den Demonstranten Ohnesorg erschossen hatte. Der erste in einer langen Reihe putativer Notwehr-Todesschüsse. Die guten Wünsche hatten Erfolg. Der freie Kurras blieb auch frei. Damals war Schily Nebenkläger im Prozeß und wachte dadurch politisch auf.

1982 wurden elf Bürger von Polizisten fahrlässig umgebracht. 1983 waren es schon 24. 1984 ist noch nicht zuende.

Am 7. Oktober '84 wurde ein 16jähriger Ausbrecher, der in einem geklauten Wagen Amok fuhr, durch einen Querschläger getroffen. Es war ein Unglück, wenn man so will. Doch warum rasen Polizisten wie Wahnsinnige, wie in einem Idiotenkrimi, hinter Autofahrern her, wenn dadurch Leute ums Leben kommen können?

Am 19. September '83 erschossen drei Polizisten vor der Spar- und Darlehenskasse in Alsdorf-Hoengen bei Aachen zwei Geiseln, weil sie sie für Gangster hielten. Den Räubern geht es auch nicht gut. Einer von ihnen, ein 29jähriger, ist durch eine Kugel querschnittsgelähmt. Die drei Täter stehen jetzt vor Gericht. Sie sind der räuberischen Erpressung und Geiselnahme mit Todesfolge angeklagt. Für ihre Verurteilung spielt es keine Rolle, daß nicht sie, sondern Polizisten die beiden jungen Geiseln getötet haben.

Es geschieht immer wieder. Mal sind es flüchtende Radfahrer, die man mit einem Schuß in den Rücken vom Rad holt, (acht Monate mit Bewährung), mal sind es Betrunkene, die nicht schnell genug wegtorkeln können. Immer sind es Mißverständnisse.

Um Ausreden, Begründungen und Erfindungen ist man nie verlegen, wenn das »Unglück« passiert ist. »Die Waffen gehen von alleine los.« Oder: »Der Schuß hat sich durch einen Aufprall gelöst.« Am beliebtesten als Ausrede ist die Putativnotwehr, d.h. daß sich jemand zwar nicht gegen einen realen Angriff verteidigt, aber ohne eigenes Verschulden irrtümlich einen solchen Angriff vermutet. Das setzt allerdings voraus, daß der angebliche Notwehrschütze erstens bewußt schießt und zweitens sein Opfer wenigstens wahrnimmt.

Polizisten erklären auch immer wieder, daß sie ihr Gegenüber eigentlich nur kampfunfähig machen wollten. Daß sie eigentlich nur auf die Beine gezielt haben, als sie den Kopf trafen. Vielleicht sollten sie lieber auf den Kopf zielen.

Sicher, auch Polizisten können einem leid tun. Sie sind schlecht bezahlt, sind auch krank, haben auch Liebeskummer, auch Ärger mit den Kindern. Und Fehler kann jeder mal machen. Nobody ist perfect. Doch es ist ein Unterschied, ob ein Bäcker ein Brötchen anbrennen läßt oder ein Polizist Leben auslöscht.

Ich will auch nicht, daß Polizisten zur Strafe den Rest ihres Lebens in Gefängnissen hocken. Sie sollen nur keine Waffen haben. Der Einwand, daß Polizisten doch erheblichen Gefahren ausgesetzt sind, daß sie sich schützen müssen, sticht nicht. Der Polizeiberuf ist nicht der gefährlichste im Land. Weit entfernt. Der gefährlichste aller Berufe ist der der Hausfrau. Dann haben wir Dachdecker, Fassadenmaler, Fensterputzer, Grubenarbeiter, Fließbandsklaven, Fahrer, Feuerwehrmänner, Bergsteiger, Rennfahrer und viele andere mehr. Alle gefährdeter als die Polizei.

Es gibt auch anderes zu berichten. Da geht es zwar nicht um Todesschüsse, sondern nur um Mißhandlung, aber immerhin. Während einer Demo im Oktober 83 in Hamburg standen sich mehrere Greifer plötzlich als Gegner gegenüber. Hüben die Uniformierten Michael Lempferdt und Michael Heilmann - drüben der Zivilgreifer Markus Meyer, vermeintlicher Demonstrant. Die Herren kannten sich, waren auch schon gemeinsam ausgezogen, um festzunehmen, waren Jiu-Jitsu-Lehrer bei der Polizei. Ob absichtlich oder nicht, Lempferdt will seinen Kollegen nicht erkannt haben. Also drosch er auf ihn ein. Fäuste in den Magen, Stockstöße in den Unterleib. Das hatte Meyer gar nicht gerne. Als er schon völlig hilflos war, jagte ihm Heilmann noch sein Knie hinterher.

Ich freue mich, daß Meyer seine Kollegen endlich mal von vorne sah und sich in ihnen spiegeln konnte. »Er sah aus wie ein tollwütiges Tier, das gleich zubeißt«, beschreibt Meyer. Seine Hoden tun heut noch weh.

Richter Bück in Hamburg fühlte sich durch das, was über den Polizisten Lempferdt ausgesagt wurde, an Nazi-Prozesse erinnert, und er verurteilte den Gewalttätigen bewußt zu einer Strafe, die ihn aus dem Polizeidienst kippt. Vorausgesetzt, die Strafe wird rechtskräftig.

Auch Polizist Meyer und sein Kollege und Anklagezeuge Reinhard sind nicht froh. Sie wurden versetzt und von vielen Kollegen gemieden. Man nimmt ihnen übel, daß sie sich gegen die Mißhandlungen durch eine Anzeige wehrten. Dafür hat deren Kollege Karl-Ludwig Severing, der bei der Demo nichts gesehen oder gehört haben will, ein Verfahren wegen des Verdachts der Falschaussage am Hals. Dabei hat der Arme doch nur das getan, was sonst üblich ist.

Konkret 11/84, S. 54

Sabine Rosenbladt

Das komisch. Das egal

Viele sagen, daß Fatmas Vater an diesem Morgen ins Haus kam, um Fatma zu töten. Denn Fatma hatte etwas getan, was keine türkische Frau ungestraft macht: Sie war ihrem Mann untreu geworden. Sie kannte den Mann damals nicht und liebte ihn noch viel weniger, als sie 15-, 16jährig mit ihm verheiratet worden war. Jetzt war er fort, Gott sei Dank, leistete seinen Militärdienst in der Türkei.

Fatma, ein rundbäckiges Mädchen von 18 Jahren, hatte Hüssam bei Cemile kennengelernt. Die beiden hatten ihr verheimlicht, daß sie seit drei Wochen ein Liebespaar waren, denn Cemile hätte das mißbilligt: Eine verheiratete Frau! Jedenfalls muß irgendjemand geplaudert haben, denn Fatmas Vater hatte davon Wind bekommen.

An diesem frühen Morgen, als er ins Haus kam, schlief dort nur noch der kleine dicke Taner, Cemiles elfjähriger jüngster Sohn. Fatmas Vater trampelte durch den Flur und riß alle Türen auf, sodaß der verschlafene Taner vor Schreck fast aus dem Bett fiel. Böses ahnend, schlich er hinter Fatmas Vater her. So sahen sie es fast gleichzeitig: Fatma, schon im Nachthemd, und Hüssam, noch angezogen, beide zusammengesunken auf Hüssams Bett, tot. Taner drehte es den Magen um. Er kotzte ins Waschbecken. Fatmas Vater wandte sich wortlos ab, stieg die Treppe hinunter und blieb unten im Haus den ganzen Vormittag reglos sitzen.

Das Haus war keine dieser typischen Türkenabsteigen in irgendeinem verammelten Hinterhof. Es war vor hundertfünfzig Jahren als Prachthotel gebaut worden. Bismarck soll hier oft gewohnt haben. Vom Rhein aus sieht die klassische Fassade mit ihren weißen Pilastern und den blaßgrün gestrichenen schmiedeeisernen Balkonen immer noch seht stattlich aus. Dahinter steigt ein Waldstück sanft an bis zum Rolandsbogen, errichtet zum Gedenken an die »Wacht am Rhein«. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde das Haus sowjetische Botschaft. Als die Sowjets Ende der siebziger Jahre auszogen, stand es lange Zeit leer und verfiel. Durch den Garten dröhnt alle paar Minuten ein Intercity von Sylt nach Basel oder München-Hamburg.

Dann fuhren eines Tages zwei Herrn vor im Chevrolet Camaro. Sie trugen auffällig gestreifte Anzüge, schwere Goldringe und Mäntel mit Pelzkragen. Das waren die neuen Pächter aus Bonn. Im Handumdrehen hatten sie unten ein Spielkasino und einen Puff eingerichtet und die zwei Hoteletagen zu Wucherpreisen an Türken vermietet - welcher Deutsche wäre noch eingezogen in den verrottenden Kasten? Türken sind anspruchslose Mieter.

Es waren insgesamt mehr als fünfzig. Cansen mit ihrem Mann Ali und den Kindern Sibell und Oguz zog als erste ein, dann kam Özkan, der Haselnußbauer von der Schwarzmeerküste, Özkan, das verrückte Genie, mit der hübschen, schüchternen Perihan und den Töchterchen Melek und Dilek; Adiles und Süleymanns große Familie, zu der drei verwaiste Bruderkinder gehörten, die ihre Eltern bei einem Autounfall auf dem Weg in die Türkei verloren hatten; der strenggläubige Mehmet mit seinen zwei Söhnen; in der ersten Etagen wohnten außerdem ein paar Pakistani und ein junger Syrer mit einer seltenen Knochenmarkskrankheit, der in der Hoffnung auf Behandlung nach Deutschland gekommen war, doch kein Geld für die kostspielige Therapie aufbringen konnte. Die wichtigste Person von allen war zweiffellos Cemile. Nicht nur ihre vier Söhne, alle im Haus sagten »Anä«, Mutter, zu ihr. Auch Fatma und Hüssam.

Woran sie starben, ließ sich leicht rekonstruieren. Fünf Tage vor dem Unglück hatten die Elektrizitätswerke im Haus den Strom abgestellt, weil die Nadelstreifen-Herren zwar immer feinere Pelzkrägen und dickere Goldringe trugen, aber die abkassierten Stromgelder nicht weitergereicht hatten. Das war am Donnerstag. Am Freitag erschien eine Abordnung aus Özkan, Mehmet und Süleyman im Remagener Rathaus und bat dringend darum, den Strom wieder anstellen zu lassen, weil die Familien für die Kinder kochen müßten. Man erklärte sich von amtswegen nicht für zuständig.

Zwei Tage lang hat dann Adile auf einem Betonponton im Dachboden ein Feuerchen gemacht und gekocht, bis ihr Mann einen Gaskocher kaufte. Cemile briet Rühreier in der Zinkbadewanne auf einem der schmucken schmiedeeisernen Balkone. Aber der Betonträger im Dach war nicht so dick, wie er aussah. Erst erhitzten sich die Stahlplatten, die die Sowjets als Abhörschutz eingezogen hatten, dann begannen die Deckenbalken langsam zu schwelen, und nach fünf Tagen war genug Kohlenmonoxyd durch den Putz geströmt, um Fatma und Hüssym innerhalb von Minuten umzubringen. Sie müssen sofort ohnmächtig geworden sein, als sie sich auf die Bettkante setzten; das Gas, schwerer als Luft, sinkt nach unten. Der Schwelbrand wurde erst sichtbar, als die Feuerwehr die Decke aufriß.

Und? Wurden nun etwa die unzumutbaren Wohnverhältnisse überprüft? Die Müllberge hinterm Haus, die Ratten, die wackligen Treppengeländer besichtigt? Ein Verfahren wegen Mietwuchers gegen die beiden Pächter eingeleitet? Die Mieter darüber aufgeklärt, was man gegen einen Vermieter unternimmt, der zwar Heizungsgeld kassiert, aber seit einem Jahr kein Öl mehr in den Zentralheizungstank im Keller gefüllt hat?

Natürlich nicht. Ermittelt, und zwar wegen fahrlässiger Tötung, wurde nur gegen Adile. Das Verfahren wurde später eingestellt. Im Oktober, ein halbes Jahr nach Fatmas und Hüssams To d, ging eine polizeiliche Verfügung an die Hausbesitzer, die lautete: »Das bestehende Gebäude stellt... eine Gefahr für Leib und Leben von Bewohnern und für jedermann, der das Bauwerk betritt, dar.« Ein halbes Jahr danach! Bis alle ausgezogen waren, verging noch ein weiteres Jahr. Als Özkan, der letzte, auszog, hatten auch die Wasserwerke ihre Lieferungen schon lange eingestellt.

Tefani! Du - Teufel! Warum du nicht besuchen deine Anä! Du vergessen?«

Cemile zieht Stefan, der zwei Köpfe größer als sie ist, energisch zu sich herunter und küßt ihn auf beide Wangen. Stefan, der Maler mit seinem Atelier auf dem Dachboden, war der einzige deutsche Mieter in dem Haus gewesen - und mehr oder weniger der einzige, der wußte, wie man mit Behörden, Schulen, Vermietern hierzulande umzugehen hat. Das trug ihm den Ehrentitel »Abi«, älterer Bruder ein, denn ohne ihn wäre alles noch mehr schiefgegangen, als es dann schiefging.

Cemile ist eine Bäuerin aus Kars, einem Dorf in Ostanatolien dicht an der Grenze zur UdSSR. Drei Jahre ist sie dort zur Volksschule gegangen - genug für eine, deren Lebenszweck es ist, Kinder zu bekommen, Allah und den Ehemann zu fürchten und hart zu arbeiten.

Cemile lacht und gießt Tee in kleine tulpenförmige Gläschen mit Goldrand. Ihr Deutsch ist erbärmlich, eine Art Pidgin-Slang mit schmalstem Wortschatz unter Vermeidung jeglicher Deklination und Konjugation. Mehr als diese Sklavensprache hat man ihr in elf Jahren Deutschland nicht beigebracht. Wozu auch? Eine Putzfrau soll putzen, nicht reden.

Diese Putzfrau hat einen herrlichen Kopf, ein bißchen Anthony Quinn in weiblich, und ist keineswegs resigniert. ihre Lieblingsausdrücke sind: »Das egal« und »Das komisch«. Daß die Deutschen ihre Vorfahren in Altersheime abschieben und keine Kinder kriegen wollen: »Das komisch«. Was sie mit ihr und ihren Landsleuten so machen: »Das egal«. Alle Türken, die hier durchhalten wollen, sagen »egal«; wenn sie das nicht mehr können, landen sie im Knast, in der Psychiatrie oder im Flugzeug nach Istanbul.

Als man Cemile verheiratete, war sie vierzehn. Der Bauer Taschtan, mehr als doppelt so alt und bereits mit einer Frau und drei Kindern versehen, hatte ein Auge auf sie geworfen. Es war eine diplomatische Heirat, denn Taschtan war ein Freund der Familie, auf dessen nachbarschaftliche Hilfe Cemiles Bruder angewiesen war. Also ging sie in Taschtans Haus, die kleine Cemile: »Was Gott will, ich machen.« Bis »das Blut kam«, vergingen noch zwei Jahre. Dann gebar sie fünf Kinder, zuerst eine Tochter dann vier Söhne. Gülbar, Taschtans erste Frau, kam bisweilen zur gleichen Zeit nieder.

Hat sie ihr Leben gehaßt? Für selbstmitleidige Reflexionen fehlt Cemile jedes Verständnis. »Leben für alle viel schwer, auch für Mann. Viel Hunger.« Erst als Taschtan, »das Mann Schwein«, eine dritte Frau heiraten wollte, hat sie sich empört gegen diesen Luxus, ein Mann, der schon zwei Frauen und elf Kinder zu versorgen hatte! Das war die Zeit, als Anwerbebüros überall Arbeitskräfte für das Wunderland Deutschland suchten. Also unterschrieb Cemile irgendeinen Vertrag, ließ ihre Kinder - Taner war damals gerade sechs Monate alt - bei ihrem Bruder und kam nach Deutschland.

Özkan hat es geschafft, seinen Taxifahrerschein zu machen. Özkan, die Abenteuernatur! Immer ideenreich, immer unternehmenslustig, hat er sich noch nie lange von irgendeinem Arbeitgeber übers Ohr hauen lassen, obwohl sie es versucht haben: Die Dachdeckerfirma zum Beispiel, die ein Dreivierteljahr lang für ihn weder Kranken- noch Rentenversicherungsbeiträge abführte und seinen letzten Monatslohn einfach nicht bezahlte. Özkan ließ sich davon nie entmutigen, im Gegenteil, es bestärkte sogar seine Überzeugung, daß man in Deutschland am sinnvollsten, besten und glücklichsten als Unternehmer lebt.

Seine Projekte hatten alle die Tendenz, in mehr oder weniger grauenvollen finanziellen Desastern zu enden. Die Gemüse-Großproduktion im Schrebergarten verregnete. Der Betrieb einer türkischen Musikhalle scheiterte, weil Özkans Partner Yilmaz, Musiker und Kfz-Mechaniker, partout darauf bestand, in der Halle auch noch seine Autos zu reparieren.

Und nur noch mit Schaudern erinnern sich Cemile und Özkans hübsche Frau Perihan an das Projekt »Spielhölle«. Der Salon der Rolandsecker Pächter war nämlich mangels Konzession schon bei der ersten Polizeirazzia geschlossen worden. Da Özkan und Cemiles ältester Sohn Zeki beide gern in die türkische Spielhalle zum Pokern oder Tabla-Spielen gingen, erschien es ihnen naheliegend, ein solches Etablissement gleich im Hause einzurichten.

Also kauften sie bei Aldi für 500 Mark Bier, Raki und Cola, zerschnitten 30 Meter Stoff von Cemile zu Tischdecken und harrten der Gäste. Die aber ließen sich durchaus nicht blicken. Einzige Kunden blieben die Kinder aus dem Haus, die begeistert Cola »kauften«. Was blieb Özkan und Zeki übrig, als allein Tabla zu spielen und das ganze Bier auszutrinken?

Meistens mußten Cemile und Perihan, die in einer Bonner Chemiefabrik im Akkord arbeitet, für die so entstandenen Unkosten aufkommen. Cemile verdiente 1. 100 Mark, die Miete kostete 850 Mark, und den anderen im Haus ging es auch nicht viel besser. Wenn kein Geld mehr da war, wurde eben gehungert oder wochenlang nur Fladenbrot aus Mehl, Wasser

und Hefe gegessen, das die Frauen auf einem türkischen Sadsch-Ofen buken. Jede deutschen Wohngemeinschaft wäre angesichts solcher Bedingungen in Zank und Hader zerfallen. »Ja«, meint Zeki, »in Deutschland, da mußt du im Supermarkt Sachen zurückstellen, wenn du nur einen Pfennig zuwenig hast. In Türkei kannst du dir von wildfremden Mann fünfzig Mark leihen, das geht in Ordnung. Die Leute hier machen sich viele Sorgen um Geld.«

Zeki verklärt heute die Türkei, aber in Wirklichkeit hat er gar keine Wurzeln mehr, weder da noch hier. Er hatte keine Ausbildung, als er als 18- oder 20jähriger (genau weiß man es nicht, das Paßalter wird meist passend zur jeweiligen bundesdeutschen Nachzugsregelung angegeben) nach Deutschland kam. Seine Unsicherheit verbarg er unter großspurigem Verhalten, er war schließlich das Familienoberhaupt, der älteste Mann in der Familie; aber moralisch erreichte er diese Autorität nie, er fand keine Arbeit, trank und verprügelte seine kleinen Brüder. Schließlich nahm seine Mutter 4000 Mark Kredit auf, um ihn in der Türkei mit einem Mädchen zu verheiraten, das er genausowenig kannte wie sie ihn. Zeki, trotz seines übermännlichen Gehabes noch ohne jede sexuelle Erfahrung mit Frauen, schwängerte sie in der Hochzeitsnacht und reiste am nächsten Tag in die Bundesrepublik zurück, weil sein Geld alle war. Seine Frau, die vermeintlich einen »reichen Deutschen« geheiratet hat, wartet noch immer, daß er sie und seine zweijährige Tochter holt. Aber von hier aus kann er sein Versagen besser verheimlichen.

Noch schlimmer ist es Nebi ergangen, dem schönen, strahlenden Nebi, Cemiles Lieblingssohn. Er hatte gleich am ersten Tag zwei deutsche Mädchen kennengelernt, wie Cemile stolz erzählt. Aber auch sein erster Arbeitgeber, ein Händler mit spanischen Korbwaren, hätte ihn gern in seinem Bett gesehen. Nebi ging nie wieder hin. Er trudelte in Königswinterer Discos umher, durfte da auch mal kellnern, fand Anschluß an eine Clique von arbeitslosen deutschen und türkischen Jugendlichen.

Bald ging Nebi mit ihnen Automaten knacken. Er war nicht dabei, als ein deutsches Mädchen und zwei junge Türken aus der Clique den Bonner Marineladenfabrikanten B. entführten; sie glaubten ihrem Opfer nicht, als er sagte, er brauche als Diabetiker dringend seine täglichen Insulinspritzen, und er starb. Das Mädchen sagte bei der Polizei aus, Nebi sei auch dabeigewesen. Er wurde verhaftet. Er hatte ein Alibi, aber, einmal im Knast, gestand er alle Automatenknackereien. Sie verurteilten ihn zu zweieinhalb Jahren. Aber an der Grenze wurde er nicht zurückgehalten, Nebi floh in die Türkei.

Gela, seine deutsche Freundin, eine Verkäuferin aus Mönchengladbach, erwartete ein Baby von ihm. In Zonuguldak fand Cemiles Lieblingssohn schnell eine türkische Freundin. Aber Nebi hatte in drei Jahren Bundesrepublik vergessen, daß vorehelicher Sex in den Augen des Islam ein schweres Vergehen ist: Der Vater des Mädchens zwang ihn, sie zu heiraten. Nebis türkisches Kind ist nur ein halbes Jahr jünger als sein deutsches. Er schlägt sich so durch, indem er in Kneipen Sas, türkische Gitarre, spielt. Er ist sehr unglücklich.

Ich kann aber doch nicht lesen und schreiben!« hat Sibell Yilmaez, Cansens und Alis Tochter, am Tag der Einschulung ihrer Lehrerin mitgeteilt. Offenbar ging sie davon aus, daß dies zumindest von Schulkindern erwartet werden könne. Cansen und Ali wohnen jetzt in einer Mehrfamilienhaussiedlung, eine paranoide alte Deutsche in der Nachbarschaft wirft ihnen täglich wirre Drohbriefe in den Briefkasten: »Am neuen rosa Bettjäckchen (haben Sie) am Oberarm ein Loch gerissen. An neuen Strümpfen immer wieder Löcher und Laufmaschen. Immer wieder Knäckebrot und Salzgebäck im verschlossenen Eßzimmerschrank zerbrochen. So versündigen sich die Yilmaz... weil sie sich mit Satan gegen Gott erheben«.

Cansen lacht darüber. Sie ist eine zierliche Frau mit modulationsreichem Stimmchen, spricht sehr gut deutsch, leicht köllsch gefärbt. Cansen hat sich arrangiert mit Deutschland. Ihre Eltern haben sie als Mädchen mitgebracht, und die Anpassung ist ihr, da sie sowieso dazu erzogen wurde, leichter gefallen als manchen türkischen Jungen; sie ist gut einsetzbar als Fabrikarbeiterin, läßt sich duzen, siezt ihrerseits zurück und ernährt mit dem Geld, das sie verdient, ihre vierköpfige Familie.

Denn Ali, ihr Mann, findet sich nur schwer zurecht. Er kommt aus einer guten Familie, hat einen Job als Agraringenieur in der Türkei aufgegeben und nach Deutschland geheiratet. Jetzt ist er arbeitslos, hilft gelegentlich in einem türkischen Laden als Verkäufer aus. Daß er von seiner Frau abhängig ist, demütigt ihn zutiefst. Er hat sich mürrisch in sich selbst zurückgezogen, die beiden sprechen kaum noch ein Wort miteinander. Cansen macht aus ihrer Verachtung für ihn kaum einen Hehl: »Der ist doch bekloppt.«

Jugendheim Haßloch. Necati und Taner, Cemiles jüngste Söhne, waren aus jeder Bonner Schule als »nicht erziehbar« herausgeflogen. »Wir sind aber nachher auch gar nicht mehr hingegangen«, sagte Taner. Jeden Morgen stiegen die beiden zwar in den Schulbus und fuhren bis zur Endstation, aber da stiegen sie mit den anderen Kindern nur aus und liefen den ganzen Weg bis nach Haus zu Fuß zurück. Warum? »Da war Terror in der Schule.«

Nur mühsam ist ihnen zu entlocken, wie sehr sie gelitten haben müssen. Taner war elf oder zwölf, als er nach Deutschland kam. Er hatte die Schafe und Pferde seines Vaters gehütet und war »spazierengegangen«; um seinen Schulbesuch hatte sich

niemand gekümmert. Diese freundliche, dicke Kind geriet nun an eine deutsche Lehrerin, »die uns nicht gemocht hat, uns Türken und Ausländer. Die hat gesagt, wir sind Stinker.«

Diese Frau brachte nicht einmal das Interesse auf, Taners Namen in ihren vernichtenden Zeugnissen, Klassenbucheintragungen und Beschwerdebriefen an Cemile richtig zu schreiben. »Tahner«, steht da, »Tahners« Türkisch sei »nicht feststellbar«. Dem zwei Jahre älteren Necati ging es nicht viel besser. »Uns hat nie jemand geglaubt. Wir waren immer die Bösen. Und die anderen Kinder haben 'Scheißtürken' gesagt, da mußten wir uns mit ihnen prügeln.«

Eines Tages erhielt Cemile einen Brief aus der Schule daß »Necati die Mädchen immer unsittlich berührt«. Das brachte das Faß zum Überlaufen. Stefan schaltete sich ein, brüllte den Direktor an - die Lehrerin ließ sich verleugnen - das Jugendamt trat auf den Plan: Ein Erziehungsheim wurde als einzige Alternative zur doch noch erfolgreichen Zurichtung der beiden kleinen Wilden ins Auge gefaßt. Wer in eine der Modell-Institutionen gerät, in der progressive Pädagogen zeigen dürfen, wie humane Erziehung aussehen könnte, der muß wohl glücklich genannt werden.

Taner nennt seinen Erzieher »Vaddä«, übt nachmittags »Breakdance« in der Turnhalle, spricht ein temperamentvolles Schwäbisch und meint: »Am Anfang war es ein bißchen schwer. Aber die Erzieher, die möge uns, die sage, daß wir ordentlich schaffe.« Necati, vor einem Jahr noch ein fahriger, unkonzentrierter Halbwüchsiger, hat auf den beharrlichen Rat der Heimleitung hin eine Schlosserlehre angefangen. Jetzt malt er sich aus, was er bei fleißigem Verhalten noch alles werden kann und wieviel Geld er mal verdienen wird. »Man wird eben härter. Aber ich bin jetzt jeden Tag froh.«

Taner und Necati sind auf dem besten Wege, »Deutsche« zu werden. Und ihre »Anä«? Mit ihren 46 Jahren wohnt Cemile jetzt in einem Haus für ältere Frauen. Der Leiter des Altersheims, in dem sie putzt, hat ihr die Wohnung besorgt. Ihren ältesten Sohn Zeki hat sie quasi mit eingeschmuggelt: »Frauen wollen hier keine anderen Menschen, keine Kinder - zu laut«. Neulich hat die Alte über ihr mit dem Stock auf den Boden geklopft, weil Cemile unten am Wohnzimmertisch saß und mit dem Hammer Nüsse knackte. »Ich rauf, ich sagen: Was? Sie sagen, sie krank, zuviel Krach. Ich: Nüsse knacken zuviel Krach? Sie nicht krank, Sie tot!«

In ihrer Küche mit Kühlschrank und Waschmaschine macht Cemile immer noch den Käse selbst, kleine weiße Laibe aus unpasteurisierter Kuhmilch, und backt »kette«, salzige Blätterteigfladen. Sie hat mehrere private Putzstellen neben der Ganztagsstelle im Altersheim. Daß eine ihrer Kolleginnen dort sich mit der »Kanakin« nicht fotografieren lassen will, ignoriert sie: »Leute sind freundlich«. Ihr Wohnzimmer füllt dieselbe bombastische Schrankwand aus dem Schwab-Versandhauskatalog aus wie die guten Stuben von Özkan und Canssen, da steht dieselbe Videoanlage und der mächtige Fernseher, gekauft auf Pump. Türken bekommen in Bonner Kaufhäuser leicht 5.000 Mark Kredit für solchen teuren Plunder, denn sie zahlen und zahlen, auch wenn sie unter der Schuldenlast zu ersticken drohen. Lohnpfändung für Perihan wegen 6.000 Mark Mietnachzahlung für das Haus in Rolandseck? »Egal«. Perihan wird weiter zur Frühschicht kommen und in Akkord Tabletten in Röhrchen füllen. Wie soll sie sich auch wehren?

An Cemiles Weltanschauung haben zehn Jahre Bundesrepublik nichts ändern können. Verheiratete Frauen gehören ins Haus und sollen nicht arbeiten, das ist ihre unverbrüchliche Meinung. In ihrem persönlichen Fall hat Allah gewollt, daß es anders kommt, er hat sie in die Fremde zum Arbeiten geschickt: »Mein Mann für mich wie auf Friedhof. Das vorbei.« Eine neue Ehe, romantisches Lebensglück?« Ich alte Frau. Das vorbei«.

Konkret 11/84, S. 61

Christel Dormagen

Politur - Was sonst?

Es gibt in unserer Zeitschrift ordentliche Grenzen, die helfen, das verwirrend Wirkliche verläßlich einzuteilen in hinten und vorne. Vorne ist natürlich die Politik, und hinten steht die Kultur. Und überall, wiederum sichtbar abgegrenzt, gibt es die Werbung. Das sind klare Verhältnisse. Vielleicht fällt jemandem beim 1

blättern auf, daß vorne mehr steht als hinten, und die Werbung - das ist ökonomisch erfreulich - füllt zunehmend viele Seiten. Die Kultur dagegen schrumpft sich gesund. Das spricht für die tapfere Haltung von KONKRET. Bei uns wird das Politische wichtig genommen.

Nun geht seit einiger Zeit die fortschrittliche Rede: Das Politische sei im Verschwinden begriffen. Es werden auch Indizien genannt. Die Grünen, z.B., sind keine politische Partei im alten Sinne des Wortes mehr. Und - das wissen alle - politische Entscheidungen werden nicht von den dafür vorgesehenen Menschen an den dafür vorgesehenen Orten gefällt. Militärlogik bestimmt immer stärker zivile Lebensformen. Eigentlich ist die Trennung zwischen beiden Bereichen längst schon obsolet. Und in den USA werden vermutlich im November zwei Fernseh»Duelle« (!) über den Ausgang der Präsidentenwahl entschieden haben. Wobei - und das ist selber ein Indiz - Reagan gar nicht seine Leichen übelgenommen werden. Die List des Volkes: es wird Publikum und bewertet die Show. Und außerdem ist halt die Lust an der Katastrophe eine der letzten...

Mit den klaren Grenzen scheint etwas nicht richtig zu sein. Oder doch: Sie helfen, die Vermischungen und Verschiebungen noch als solche kenntlich zu machen. Und da wird es interessant.

Ich fange mit Einfachem an: In mehreren Illustrierten gab es jüngst eine achtseitige Farbanzeigen-Einlage einer »Dessous«-Firma. Neu daran waren- und das wurde auch reflexhaft empört wahrgenommen - die Werbetexte: Zitate von Brecht, Chopin und Heine für BH-Reklame. »Ich will nicht wissen, ob es gut ist. Ich will nicht wissen, ob er mich liebt. Ich will mit ihm gehen, den ich liebe«. B.B. (Schön fände ich übrigens, wenn die Zitate gar nicht stimmten. Aber es wird alles schon seine Richtigkeit haben).

Ja, wieso denn nicht! Wenn der ehemalige Bundes-Carstens für deutsches Dichtgut wirbt, so wirbt deutsche Lyrik für Dessous. Wo wiederum Sprachdessous für Lyrik werben. »Die Liebe ist eine schwarze Frucht. Ich beiße hinein und trinke ihren blühenden Saft«. So zitiert und bewirbt Hoffmann und Campe seine neue Gedichte-Reihe.

Der wertvolle italienische Starregisseur Fellini hat Lust, wertlose Campari-Reklame-Spots zu drehen. Und ich bin sicher, nicht Geld ist der Beweggrund. Berühmte Hollywood-Meister machen Videoclips. Die neue Bild/Ton/Inhalt-Sprache wird sie ebenso reizen, wie sie mich beim Anschauen elektrisiert. Und in unserer heimischen Medienszene wird, wieder mit Empörung, erzählt, daß Diedrich Diederichsen hauptamtlich für Werbeagenturen arbeitet. Seine »ernsten« Artikel landen dann im Kulturteil. Wolfgang Pohrts Artikel stehen auch meist im Kulturteil, wo sie wiederum doch nicht hingehören, oder? Wo tun wir ihn denn diesmal hin? Ist »Heimat« vorne oder hinten, Politik oder Kultur? Man weiß es eben nicht mehr.

Die Zeiten sind so, daß seriöse Gremien ganze Tage und Wochen darüber brüten, welche neue Frisur die Tagesschau kriegt: Farben und Uhr sind nun anders. Und im Zweiten gibt es den soliden Werbe-Fake: ein Nachrichtensimulacrum mit allen seriösen Indizien meldet neueste Produktinformationen. Während »vorne« die Schwarzbeanzugten ihr Gesicht lächelnd aus dem Kasten herausreichen, wenn sie dem seitlichen Interviewer antworten: Ja, Herr Nawattnu! So möchte ich das nicht sehen, Ernst-Dieter-lueg!

Die besten Fotografen arbeiten eh schon lange in der Werbung. Und die schönsten Fotos sind die, deren Message nicht mehr eindeutig ist: sind sie nun authentisch oder ästhetisch oder werben sie doch? Und wenn ja, für was bloß? Die Ununterscheidbarkeit wird vorangetrieben: Wenn in einem neueren »Zeitmagazin« die Schauspielerin Christine Kaufmann Kleider von Pariser Couturiers trägt (die *nicht* in Serie gehen, *nicht* zum Verkauf stehen), und zwar in nachgestellten Theaterszenen: sie ist dort mal Titania, mal Desdemona, mal Kameliendame. Jeweils in einem leidenschaftlichen Augenblick festgehalten (ein leidenschaftlicher Augenblick wird hergestellt) und von dem Starfotografen X. fotografiert. Für eine Information? Nicht einmal für ein Produkt. Nichts möchte verkauft werden, nur das Vexierbild selber.

Gebrauchswert von Kunst heißt das und ist anders, als man ihn sich dachte. Weswegen zur Rettung noch einmal die Klage: Alles wird zur Ware! diese katastrophalen Zustände bannen soll.

Dabei sind zehn Jahre Schulunterricht: Wie werden wir alle durch Werbung manipuliert? nun für die Katz. Wenn Werbung die neue Kultur ist, wenn »Dallas« Lebensgeschichte nicht spiegelt, sondern erzeugt (Es erzählt mir einer, er habe in Tokio lauter Pamelas getroffen); wenn, zum Zweck faktischerer Information amerikanische Fernsehgesellschaften den

Libanonkrieg in Beirut selber in die Hand nehmen und schärfer und wirklicher inszenieren, dann hat sich die definitorische Kraft von Politik & Kultur & Werbung verschoben.

Publizistik-Studenten lernen wohl immer noch, wie das Feuilleton entstanden ist, damals, als zum ersten Mal »Unernstes« *unter dem Strich* erschien: als Installation von vorne und hinten, oben und unten, wichtig und luftig. War es damals schon das eigentlich Interessante, das unterm rechtfertigenden Verdikt dann umso eher genossen werden konnte? Wie der Klatsch im »Pflasterstrand« oder die Vip-Notizen in der »Bild« und das (leider langweilige) »Leute«-Geplauder des »FAZ«Magazins. Man weiß es nicht.

Aber was wird man denn anderes herausfinden, als daß »Kunst« - das also, was wir bei solchen Gelegenheiten immer sorgsam abtrennen von, jenachdem, Werbung/Kitsch/Pornografie/Wirklichkeit etc. -, daß Kunst also immer auch eine Botschaft mitteilen will, und sei es in ihrer strengsten l'art-pour-l'art-Form die der Leere, des fehlenden Sinns. Immer neue Wege und Mittel der Sprache und der Bilder hat sie gefunden. Und immer hat ihre illegitime Schwester, die Reklame, sich dieser neuesten Formen bedient, sie fortentwickelt, ausdifferenziert, überholt.

In der Radiowerbung wird mir gerade eine frische Zeitschrift zum Kauf angeboten: »Geburtstagsparty in den Tod und alles über Prinzessin Stefanie«. Das ist wenigstens noch altmodisch klipp und klar gesinnungslos: die Sensation des Barkassenunglücks im Hamburger Hafen wird *benutzt... !*

Gut, daß wir die Grenzpfähle haben in unserer Zeitung. Da machen sich die Vermischungen noch bemerkbar als Grenzüberschreitungen. Wo die Wirklichkeit längst schon ein Videoclip ihrer selbst ist, da haben wir noch schön viel Politik und richtig wenig Kultur!

Konkret 11/84, S. 62

Herbert Nagel

Eine Putzfrau zündet man nicht mit dem Rückgrat

Dienstag 3. April 84

Soll einen Abschiedsbrief an Deutschland schreiben. Ärgere mich unsinnig über das Ansinnen: »Wie Sie ihn schreiben würden, verließen Sie dieses, Land endgültig.« Hätte nicht zusagen dürfen, einen Brief *nur zu entwerfen.* Das ist etwas für Leute, die angekommen sind. Niemand wird von mir behaupten, ich sei angekommen. »Wir« wurden angekarrt, ausgewiesen, exportiert und importiert, interniert (Neckargerach 1945), eingewiesen (Stuttgart 1947) - angesichts so vieler Millionen Flüchtlinge täglich schon fast eine Schande, eine »eigene« Fluchtgeschichte zu haben und kein Jude zu sein. Wer nicht angekommen ist, kann nicht entkommen. Ich werden keinen Abschiedsbrief schreiben, und ich werde nicht gehen. Keiner, der den Brief lesen könnte... Nichts als das Geräusch, das entsteht, wenn der letzte Stein der Mauer zerfällt, der unsere Leiden trennt... Deutschland wiedervereint - auf ewig.

Was soll ich in Australien, wenn es das gar nicht mehr gibt, woran ich mich erinnere.

Deshalb bleiben wir; deshalb kämpfen wir diese Woche: Landkreis Lüchow-Dannenberg; eine Menschenkette hat die Transportwege zu den Atomanlagen blockiert - Hitzacker (!) (B 216), Pudripp (B 191), Sallahn, Waddeweitz (B 493) und Clenze. Viele Menschen getroffen... Lüchow-Dannenberg bleibt atommüllfrei. Und doch ist das Gift überall.

Karfreitag, 20.4.84

Seit Stunden versuche ich mich zu konzentrieren. Seit Stunden versuche ich, mich zu konzentrieren. Ich versuche, seit Stunden, mich zu konzentrieren. Ich versuche mich seit Stunden zu konzentrieren... Ich entwerfe keinen fiktiven Abschiedsbrief »nur«.

Und wenn es wirklich sein muß, muß es sein; lagert das Plutonium in meinem Keller ein. Aber eins kann mir keiner, eins kann mir keiner nehmen - und das ist die pure Lust am Leben... Schlachtet meine Katze, pumpt mich voll Ephedrin... Aber eins kann mir keiner, eins kann mir keiner.. (Geier Sturzflug)

Ich denke nicht klug darüber nach, ich erlebe es. 16 Stunden ohne Schlaf sind eine lange Zeit - aber ich arbeite und kämpfe und sage es zudem. Niemand soll sagen, er hätte es nicht gewußt. Die Tageszeitung hat den 'offenen Brief an die Menschen' veröffentlicht; soeben Belegexemplar gelesen.

»Das Spiel ist aus. Es kann keine Entwicklung mehr stattfinden. Wir müssen sofort das Spielbrett zusammenklappen und was anderes machen.

Seit Jahren wird es immer klarer. daß wir keine Chance mehr haben, die nächsten Jahrzehnte zu -überleben. Ökonomisch ' ökologisch, ideologisch ist die Welt im Arsch. Wir müssen sofort und unwiderruflich alles bisherige Leben einstellen. Wir müssen sofort aufhören zu arbeiten. Es darf kein Geld mehr bezahlt werden. Die Polizei muß unsere Politiker die Wirtschafts- und andere Schweine sofort unter Arrest stellen«... usw.

23.4.84

Heute, Ostermontag, habe ich gespürt, wie schön es ist, alleine und ohne Chemie zu sein. Vor gut einer Stunde war ich auf dem Weg zu meinem Zimmer. Ich atmete ganz tief ein, mehrmals, und roch und schmeckte, daß ich am Leben bin; einfach leben, glücklich wie das kleine Mädchen, das alleine spielte und mit Kreide aufs Pflaster zeichnete - 1, 2, 3, vier, fünf, 6, 7, und Kästchen darum herum; die war glücklich, zumindest konzentriert.

Irgendwie bin ich in der Gruppe ganz gern bei den anderen, wenn wir etwas gemeinsam machen, und fühle mich richtig wohl, auch frei, natürlich selten. Oft habe ich Angst, bin verlegen, erlebe es aber nicht richtig, teile es nicht richtig mit - erst später - und rede dann in der 3. Sprache, in der objektiven Sprache, zuviel.

Was mich immer wieder lebensfähig erhält, ist meine Urerfahrung, daß, geht es nicht weiter, es eben doch weitergeht. Aber immer hält mich die Gewißheit, das Gefühl, die Sicherheit und Stärke, daß Frauen mich mögen, wenn ich ziemlich verrückt bin oder gar Depressionen habe. Dann bin ich wahr. Bin gestern nacht mit einer neuen Frau zusammen gewesen. Gisela ist sehr lieb, sensibel. Schade, daß ich eine Frau sein wollte, ehe es passierte. Gisela jobbt als Putzfrau. Gute Nacht.

Do 31.5. Himmelfahrt

Christus ist aufgefahren - der neue Körper - wann werden wir auffahren - oder zur Hölle? Habe die Zeitungen der letzten zwei Monate gesichtet; es ist gelungen, Atommüll in Glas einzuschmelzen; Glas, Keramik... Frauen sollen in die

Bundeswehr! Was heißt: »Uran ist nur gefährlich , wenn es gegessen oder eingeatmet wird«? Im Herzschrittmacher ungefährlich ... ? Seit ich weiß, daß Gisela eine Spirale hat - total gehemmt!!!

Dienstag 5.6.84

Bin ganz allein. Neben mir steht eine Flasche Bier. Es war fürchterlich, den ganzen Tag. Jedes Geräusch machte mir Angst, jedes Knacken quälte mich. Ich konnte die Dinge, das heißt Schreibtisch, Lampe, Uhr.. nicht mehr sehen... jedes Stück Materie in meinem Zimmer ansehen, den ganzen Tag lang, und zwischendurch verzweifelt Überlegungen, die jedesmal mißlangen und zum Wahn auswuchern... Uran gegessen oder eingeatmet, implantiert... Gedankengebäude, die mir unangenehm sind, mich verlegen machen.

10.6.84 Pfingstsonntag

Ich will schlafen, ja das ist schon das Problem - ich kann nicht, bin nicht müde genug. Eigentlich wollte ich ja was anderes, aber es ging nicht, Gisela ist sauer. Ich phantasiere nicht mehr. Ich will alles vergessen. Ich bin ein Teil des weltweiten Phänomens der Ablösung der Phantasie durch Naivität (meine grünen Freunde und dieser grüne Vogel der CDU/Kohl)

11.6.84 (Pfingstmontag)

Ich schreibe heute kein Tagebuch. Ich will meine Gedanken nicht verraten, zumal damit Menschen verknüpft sind. Ich möchte nicht durch meine vorbereitenden, vorauswissenden Gedanken alles kaputtmachen. Die letzten vier Stunden hatte ich gedacht, und jetzt denke ich nicht mehr. Gelingt mir das nicht, dann nehme ich Barbiturate. Zum Schlafen benötige ich z. Zt. Vesperax, zwei Tabletten auf einmal. Manchmal halten die nur für zwei Stunden. Ein alter Freund, Goetz (Arzt seit zwei Monaten), versorgt mich, bat mich, Revonal (Metaqualon) abzusetzen. Es hat sich einiges verwirrt.

21.6.84 Fronleichnahm

Ich habe in der realen Welt wieder etwas Fürchterliches angerichtet. Hoffentlich kann man sich meiner erwehren... Der Gedanke, Atommüll in Glas und andere Legierungen einzuschmelzen und in die Körper einzulagern, zeitigt politische Konsequenzen. Genscher spricht davon, daß angesichts der zunehmenden wirtschaftlichen, umweltpolitischen und kulturellen Zusammenarbeit von BRD und DDR die Mittelstreckenraketen zunehmend ein Anachronismus werden. Ich habe diese Meldung erst heute beim Aufräumen entdeckt (FR. vom 31.3.84) Die täglichen Giftschwaden untergraben alle Konzepte nationalstaatlicher Souveränität, fliegen darüber hinweg, lagern sich in den Knochen ab. Weshalb dann nicht, wenn schon *natürlich* eingeatmet und gegessen, *gezielt* den Müll (eingeschweißt in Legierungen, ungefährlich endgelagert in Form von Herzschrittmachern, Spiralen, Hörapparaten, Hüftgelenken) in die Körper verpflanzen. Was denkbar ist, ist schon geschehen. Jeder von uns Teil einer Atombombe... fernzünden - oder? Menschenmassen über 500 = kritische Masse! Wir bringen uns längst gegenseitig, ohne Kriegserklärung um. Diesen Vorgang steuerbar gestalten (Datenerfassung), fälschungssichere Ausweise mit so komischen Nummern. Codiernummern für Ersatzteile? Fernbestellen, fernzünden!

Die Logik springt ins Auge: Wenn die Zusammenarbeit immer größer wird, die Farmer in den USA hungern, wenn Rußland hungert und keinen Weizen importieren darf, dann stellt die gezielte eigene Vernichtung die gewaltigste Bedrohung des Gegners dar (Schweizer Verteidigung). Deshalb brauchen wir auch keine Raketen (wenigstens keine weitreichenden). Hochschießen, runterkommen lassen, zünden (Initialzündung). Wir werden als Teile von Atombomben in unserer Interdependenz gezündet. Darauf läuft auch das Konzept, wegen dessen Verrat der Operationschef der französischen Luftwaffe, Etienne Cepel, im März den Dienst quittieren mußte. Interviewtitel: Ich habe ein Tabu gebrochen (!) (FR. 11.3.84).

»Die Lösung besteht in dem Grundsatz, daß Atomwaffen gegen einen konventionellen Angreifer nur auf dem eigenen Territorium eingesetzt werden dürfen. Daher plädiere ich für die Einführung von Neutronensprengköpfen als Defensivwaffe. Neutronensprengköpfe gehören auf Raketenwerfer mit kurzer Reichweite von nicht mehr als 20 Kilometern.«

Ich beginne die Manipulierbarkeit der kritischen Masse, die furchtbare Ironie der Friedensbewegung sowie das Abrücken der Politiker von der traditionellen Abschreckungsstrategie zu begreifen. Tatsächlich laufen schon tausendmal mehr Atomwaffen in der Bundesrepublik (und wo sonst noch) herum, als überhaupt gefordert sind. Und wenn 5000 Atomwaffengegner gegen eine Pershing demonstrieren, dann laufen zehn Atombomben um einen Sprengkopf herum. Dieser Gedanke ist zugleich fürchterlich und zum Lachen.

Während wir glauben, die Politiker nähmen die Bedrohungsängste der Menschen ernst - wenn sie, wie Genscher, offen Kritik an der Raketenrüstung üben, handelt es sich tatsächlich nur um eine neue Strategie der kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Unterminierung des Gegners durch Selbstvernichtung (gesteuert). Seit sich Frau Strauß zu Tode fuhr,

haben die Sozialdemokraten ja auch furchtbare Schwierigkeiten, Strauß zu kritisieren. Wenn man sich nun vorstellt, daß sich Strauß selbst... eine Auflösung der Sozialdemokratie wäre die Folge. Polito-logisch funktioniert also das System; waffentechnisch wird es offensichtlich vorbereitet; wir sind die dem System zugrundeliegende »kritische Masse«, die jederzeit zur Vernichtung des Gegners gezündet werden kann.

Mittwoch 11.7.84

habe 20 Schmerztabletten á 500 mg Phenacetin-Acetylsalycylsäure geschluckt, sowie 200 Gramm Schnellkaffee getrunken.

Freitag 13.7.84

Heute nacht hatte ich einen schrecklichen Traum. Ich nehme 15 Aspirin-Tabletten, die wiederaufbereitetes Uran enthalten - ich weiß es, nehme die Tabletten aber trotzdem, weil ich sie brauche... in diesem Augenblick läutet es. Mit fürchterlichem Schrecken drücke ich auf den Türöffner, lasse die Parterretür und Zimmertür angelehnt und fürchte, Gisela kommt. Ich höre schon ihre Stimme, bin gerade dabei, ohnmächtig zu werden, da kommt sie herein und streichelt mich bis zum Höhepunkt, aber sagt, sie könne nicht mit mir schlafen, da wir sonst explodierten. Ich kriege schreckliches Schuldbewußtsein wegen des wiederaufbereiteten Aspirins, aber sie beruhigt mich und gesteht, auch aufgeladenes Thomapyrin geschluckt zu haben. Ich erwache ganz leicht.

Montag 16.7.84

Die Nachrichten aus den seit Ostern(!) gesammelten Zeitungsausschnitten werden immer klarer. *»Ein 'Parkplatz' für heiße Brennelemente. Das Zwischenlager von Gorleben/Wartestation vor der Wiederaufbereitung.«* (FR. Ostern) - erst jetzt verstehe ich die Meldung, weil ich ergänze: zur Endlagerung in »kritischer Masse« (Wolle mer se reulasse? Helau!)

27.7.84 Freitag

Immer deutlicher wird der Kampf um den eigenen Körper: die Reinerhaltung des eigenen Körpers als Kampf ums eigene Überleben auch ein Kampf ums Überleben des Gegners (wenn die eigene Vernichtung die ultimative Vernichtung des Gegners bedeutet!). Nach zwei Wochen Vesperax wollte ich durch bestimmte, ausgesuchte Neuroleptika Alternativen bekommen, was mißlang. Die Neuroleptika zusammen mit Schlafmitteln wirken entweder gar nicht oder machen mich eher wach (zu wach).

Heute brachte ich meinen Freund Goetz zum Schlackern. Er saß hinter seinem Schreibtisch, erwartete mich; diesmal knallte ich ihm höflich eine wissenschaftliche Publikation aus seinem Wartezimmer vor die Nase, bat ihn, einen bestimmten Abschnitt zu lesen. In diesem war über eine Patientin berichtet worden, die soeben aufgenommen (Klinik) - sich in einem unbeobachteten Moment selbst aus dem Fenster stürzte... Nachdem er den Abschnitt gelesen hatte, fragte ich ihn, ob er in irgendeiner Weise konspirativ sei oder gewesen sei.

Er gab, für mich überzeugend, zur Antwort: »Nein«. Daraufhin war ich höflich, entschuldigte mich für meine wirklich für möglich gehaltene Vermutung (ich spiele ja nicht), kam auf die Publikation zurück und versicherte, ich würde ihm so etwas nicht antun, und daß das Gespräch, das wir beide eben geführt hätten, mehr Vertrauen geschaffen hätte... ließ mich leider dazu hinreißen, ihm zu erklären, warum die Kritik an den Trägerraketen und die Diskussion über Jagdsatelliten im Weltraum oder »Frauen in der Bundeswehr« nichts als Ablenkungsmanöver sind. Weil die manifest vorzeigbare Technologie der Trägerraketen längst überholt ist, wird sie (d.h. in der Diskussion) in den Weltraum verlagert; da kann man ja eh nichts nachprüfen. Tatsächlich »unsichtbar« wird die Technologie aber in unseren Körper verlagert; und ob es jetzt Mann ist oder Frau und ob sie dienen, ist doch gleichgültig angesichts der gegenwärtigen Entwicklung »intelligenter Munition«, wie es im Strategiepapier von Rogers verschlüsselt heißt. (Vgl. die Schweizer Verwaltungsvorschrift, die die Frankfurter Rundschau am 9.4.84 veröffentlichte: *»Weisung über die Behandlung radioaktiver Leichen: Einen Toten, der Radioaktivität i . m Körper hat, darf man nicht einfach begraben, denn die Erde könnte radioaktiv werden und die aus ihr keimenden Früchte auch«* - Der Baseler Abgeordnete Hans-Jörg Weder)

Im Jahr werden allein in Deutschland mehr als 1000 Nieren verpflanzt, und wieviele andere aufgeladene Teile? »Eine Frau unter radioaktivem Einfluß« heißt Mike Nichols Film *Silkwood.* Menschenexperimente - und wer die Wahrheit sagt, kommt um; oder aus Zufall, beim unsachgemäßen Hantieren, wie die französischen Soldaten. Meldung ebenfalls vom 9.4. Zum Glück - ich glaube an die Vorsehung, bzw. »Nachsehung« - habe ich diese Nr. der Zeitung aufgehoben:

»Beim Räumen von Fahrzeugwracks sind nach Mitteilung des französischen Verteidigungsministeriums am Samstag in der Stadt Oum Chalouba in Osttschad neun französische Soldaten ums Leben gekommen und sechs weitere verletzt worden.«

Wenn schon der unvorsichtige Umgang von Soldaten untereinander zu einer Explosion führen kann, verstehe ich Giselas Botschaft im Traum. Gefährlich auch der unsachgemäße Umgang von Ärzten mit den Körpern ihrer Patienten. Ist es ihnen

verboten, darüber zu sprechen? Wieviele sind präpariert, Träger von Implantaten, (Plomben-Bomben). Ich muß unbedingt, vorerst, schweigen, einen klaren Kopf behalten. Auch Gisela weiß - bewußt - nichts, bin mir sicher, jedenfalls reagiert sie genervt.

29.7.84 Sonntag

Der Grundgedanke ist etwa der: Da ich mich nicht von allem fernhalten kann (infiziert bin), aber nicht total idiotisch bin (weiß, was gespielt wird) und nicht voll manipulierbar, muß ich *selbst* meine Angst echt und wahr werden lassen; es ausagieren eben, erleiden - aber nicht alles - damit ich schlicht und realiter damit umgehen kann. In einer etwas menschlicheren Sprache heißt das: Ich bin barbitursüchtig, und ich bin Atommüll (höchst gefährdet, weil ich es weiß). Wenn ich aber ohne Barbitursäuren nicht nur nicht mehr leben kann, sondern nicht mehr leben will (z.B. nach Herzinfarkt ohne Schrittmacher), also dann will *ich leben wegen mir* und als Bedürfnis von mir; bevor sich Barbiturate und Implantate inhaltlich festgesetzt haben, sich von mir unabhängig machen, müssen sie aktiv und operativ (kooperativ) hinauskatapultiert werden, muß eine junge Frau die Behandlung weiter übernehmen.

Auf dem Weg zu Goetz mußte ich mich erbrechen, was nicht nur schmerzhaft, sondern auch anstrengend war, so sehr, daß ich mich auf den Bürgersteig legen mußte und dachte: ich kann nicht mehr! Goetz war beim Essen, schmatzte mir eins vor, obwohl ich ihn vor der Aufnahme von Uran gewarnt hatte. Ich durfte auf den Balkon, um frische Luft zu schnappen (»frische Luft«) - ohne daß er mich dauernd lauernd beobachtete; ich schmiß mich auch nicht runter; bot mir wieder etwas zu essen an (ich wollte und konnte nicht essen), zwang mich aber nicht, quälte mich nicht, gab mir zuerst Milch, dann »Gelusilac«, war offen, erklärte, gab auf Fragen Antwort, redete nicht sinnlos viel; ließ mich trotz meines Sodbrennens Sprudel trinken, fragte nach allem: Warum?; ich sagte zu ihm darauf: »Die Natur sollte selbst entscheiden« (weil ich nicht mehr leben wollte, mich aber aus einem (bestimmten) Grund nicht umbringen wollte); er meinte, so etwas Selbstquälerisches hätte er noch nicht gesehen... und: »da müssen ja gewaltige Kräfte dahinter stehen...«

Zum Schluß: er versprach mir die Dauerkrankschreibung weiter fortzuführen, und auf Verschreibung von Medikamenten bestand er nicht, obwohl er Neuroleptika in meinem Fall für das einzig Richtige hält; außerdem wies er mich nicht ein... Anschließend meinte er: »Borderline« zu mir. Ich sagte: »Wie bitte, Hölderlin?«, da lachte er..

Montag, der 6.8.84

Soeben nahm ich 478 mg Vesperax ein, weil es 0 Uhr 20 ist und ich bald ins Bett muß, auch etwas will. Gisela leugnet, etwas zu wissen. Die einzige Chance für mich, mal richtig irre zu werden; ich könnte es aushalten, wenn ich zwischendurch ausruhen und kleine Erlebnisse mit jungen Frauen hätte (nicht inhaltlich), die mich wirklich mögen, so, wie ich bin, und so, wie ich (jetzt) mich ihnen gegenüber zeigen kann. In Wirklichkeit vermeide ich im Augenblick jeden Kontakt. Gisela sehe ich kaum mehr. Die (Wahn?)-Idee, daß die meisten Menschen, fast jeder, irgendwelche Teile von Bomben hat, die durch Zufall (im quasi notwendigen Zusammentreffen der Teile beim GV) oder durch Fernimpuls gezündet werden können, macht mir jede Intimität zu einer zugleich erstrebenswerten als auch widerwärtigen Angelegenheit.

~ 4.000 Menschen - 40 Atombomben belagern protestierend einen Reaktor.. Pakistan kann die Atombombe bauen. In der Meldung heißt es: *»Staatspräsident Zia-Ul-Haqu machte keine genauen Angaben über die Art der Fortschritte der pakistanischen Kernforschung ... «(!)* Zwangsläufig denke ich an den Menschenexport Pakistans, Indiens, Chinas, Japan etc... »US-Regierung will Behinderung von Atom-Transporten unter Strafe stellen ... « - finde eine ältere Meldung (TAZ 21.4.84). Die typischen Ablenkungsmanöver.. Welche Art von Transporteuren (»intelligente Munition«) tatsächlich die Geschichte in den Händen hält (be-inhaltet), enthüllt die Nachricht vom 7.6.

»Atomwaffen geschmuggelt?

Dreißig namentlich genannte Italiener und Ausländer sind in Trient wegen illegalen Waffen- und Rauschgifthandels unter Anklage gestellt worden. In die Affaire sind nach Angaben aus Polizeikreisen zudem Persönlichkeiten der italienischen Politik und Mitglieder der berüchtigten Loge P2 verwickelt, deren Namen wegen der noch laufenden Ermittlungen nicht genannt wurden.«

Der Meldung zufolge sollen sie vier Atombomben in den Irak und andere Länder verkauft haben... vor der Reise festgenommen (30:4 ergäbe eine Rate von 7,25 Personen = eine Atombombe; bisher von 100 = 1 ausgegangen!) Widerspruch klären zwischen amerikanischer Liberalität bei Ein- und Ausreise und italienischer Kleinlichkeit. (Wollen Israelis die Bombe?) In der Meldung vom 26.4.84 (Tageszeitung) heißt es: »15000 Mädchen in Uniform... Verfügungsmasse militärische Kraftmeierei ... « - aber die Millionen und Abermillionen von un(uni)formierten Menschen? Über die Meldung nachdenken: »Uran nur gefährlich, wenn gegessen oder eingeatmet ... « (TAZ

21.4.84) - offensichtlich geht es um Rauschmittel und Transportkontrolle... Wie bei allen Genußgiften ist der private (unkontrollierte) Konsum Mißbrauch, die monopolisierte, kontrollierte Verteilung aber Mittel der Politik. Dienen die uniformierten Mädchen zu Sondereinsätzen?

China ist das menschenreichste Land der Welt! (FR. 9.6.)

»Nukem hegt einen 'chinesischen Traum' Agenturvertrag für den Transport von Atommüll vor dem Abschluß

'Wenn da was kommt, dann möchten wir dabeisein!' Mitmischen will Nukem-Geschäftsführer Manfred Stephany, wenn wirklich einmal die Karten für die Endlagerung abgebrannter Brennelemente aus Kernkraftwerken im fernen China verteilt werden sollten.«

15.8.84 Mittwoch

Mariä Himmelfahrt

Weshalb sollen ausgerechnet junge Frauen nicht tangiert sein (aufgeladen, verseucht) - doppelt frisch!? Ich frage mich, ob mein Wunsch nach jungen Frauen nicht einem tiefen Todeswunsch entspricht: aktiv, aber im Bewußtsein unschuldig, *mich* d.h. die ganze Welt in die Luft zu sprengen. Beginne zu verstehen, weshalb Bhagwans Medium Sheela gesagt hat, daß »die sexuellen Gewohnheiten und die sexuellen Gedankenlosigkeiten der modernen Zeit ein Ende haben müssen«; nur noch mit Gummis und Chirurgenhandschuhen wird bei den Sannyasin der GV vollzogen. Darf ich mich noch selbst berühren (Selbstzündung)? Ich zweifele, daß es absolute Sicherungen gegen den »Atomschlag aus Versehen« gibt. In Rußland ist ein ganzer Landstrich in die Luft geflogen; bekannt, daß Russen in der Liebe unvorsichtig sind, (angeblich war es ein Militärdepot). »Was tun, sprach Zeus«? Das ist absolut göttlich, der Hammer. Ein Gott fragt, weil ratlos, und ist doch Gott!

Was bedeutet das? Meldung vom 4.6. (TAZ): Eine Pershing gerät außer Kontrolle und erreicht trotzdem ihr Ziel? (!) Runter kommen sie immer.

»Die Rakete, die nicht mit einem Sprengkopf versehen war habe zwar das vorgesehene Ziel erreicht, ihre Flugbahn habe jedoch nicht mehr kontrolliert werden können.«

Der unkontrollierte Flug - ein voller Erfolg! Gisela hat mich verlassen, weil ich mich wieder weigerte, in sie (ein)zu dringen. »Eine Putzfrau zündet man nicht mit dem Rückgrat«, hatte sie geschrien und mich zum Verlassen des Zimmers aufgefordert. Der Kampf: Frau gegen Mann als Einsatzstrategie »intelligenter Munition«... ist sicher auch in Australien nicht anders!

Dienstag, 9.10.84

Goetz hat mich einweisen lassen (mit meinem »Einverständnis«). Sehe die Vergeblichkeit meiner »fixen Idee«. Habe mich gründlich röntgen lassen. Röntgenstrahlen sind radioaktiv. Keine Fremdkörper.

Klinik Köppern nach meiner Einweisung abgebrannt.

Köppern, den 9.10.84

Konkret 11/84, S. 66

Thomas Kapielski

Der Scheißladen

1. Lage

»Die Lage ist bedenklich.«

(Oudinot).

Es gibt einen kleinen, aber echten Berg in **Berlin-Kreuzberg,** welcher auch **Kreuzberg** heißt, aber eher nicht im 'einzig wahren' Kreuzberg liegt, welches nämlich eher nordöstlich vom **Kotti** gelegen ist. Oben auf dem Berg steht ein Schinkelmal, und zu dessen Füßen entspringt ein künstlicher Wildbach. Kurz bevor er ganz herunterbraust und in die **Großbeerenstraße** fließt, mit der er eine Linie bildet, wird er von unserem Steuergeld wieder raufgepumpt. Dieser Wildbach ist einer der äußeren, in sich zirkulierenden Teile der **Großbeerenstraße,** und diese scheinbar dröge Straße besteht aus lauter solchen in sich funktionierenden und äußerst unterschiedlichen Segmenten.

Vom **Schinkel** oben hat man den einzigen Überblick, und von hier sieht sie allein prachtvoll aus. Bekanntlich hielten 1813 die preußischen Truppenkontingente unter **Bülow** die Höhen bei **Großbeeren** besetzt und waren so in der Lage, das französische Heer unter Leitung des Marschall **Oudinot** zu schlagen. Bei Anwendung der sogenannten 'schiefen Schlachtordnung' ist die Übersicht von größter Notwendigkeit. Was am einen Ende der **Großbeerenstraße** der Wasserfall, ist am anderen die **'Wüste'.** Jene Gegend dort, weitläufig um den Anhalter Bahnhof gelegen, ist von **Bazon Brock** anläßlich der Preußenfeierlichkeiten gründlich durchlaufen und überblickt worden; er hat sie dann wohlbegründet 'Wüste' genannt und die preußische Geschichte in den Sand gezeichnet. [1)]

Wir kommen jetzt aus der Wüste und geraten in ein erstes Großbeerensegment, zwischen Wüste und Landwehrkanal. Hier geht die Straße senkrecht nach oben, am Wüstenrand erhaben ein Hochhaus, unser feines, schickes Hauptpostscheckamt. Und gegenüber hockt im Hochparterre der arme Plattenverleger, **'Zensor' Burkart Seiler,** und hält Ausschau nach dem Hit, der ihm einen dickeren Pfeil aus dem Postscheckamt zuführen mag. Allein, auch im übrigen Aneinander der Straßensegmente sind Individuen ansässig, die liebend gern mehr Her- als Hinverhältnisse zu unserer schicken Postbank hätten. Hinter dem Zensor das hart umkämpfte **Hebbeltheater,** neben dem Zensor die neubesetzte **Schaubühne** am Halleschen Ufer. Auch im nächsten Straßenabschnitt, dem langweiligsten, ein altes Schlachtfeld. Hier nämlich ist schon immer eine der fürchterlichen Berliner Weinstuben mit prominenten Gästen ansässig, welche eines schönen Tages ihren Augen nicht trauten. Vis-á-vis hatte eine Punk-Kneipe der härtesten, frühesten Sorte neueröffnet, das 'Chaos', und alsbald verwandelten sich die prominenten Gäste in Schlägerbanden mit Baseballschlägern und entfachten einen ordnungspolitisch motivierten Krieg, an den zu erinnern, sich die Anwohner standhaft weigern. Die böse Kneipe ist weg, und die gute hat gewonnen, aber dafür sind überall woanders neue böse Kneipen eröffnet, wo der Nachwuchs sich wohlfühlt.

Weiter Richtung Wildbach, auf der Mitte der Großbeeren, liegt das **Bermudadreieck.** Hier sind Leute, die nur mal auf ein Bier runter sind, spurlos verschwunden. Archäologisch betrachtet ist diese Ecke eine 68er Gründung, und es hat sich bis dato eine weitläufige, hartgesottene Kneipenszene erhalten. Und es existiert im zehnten Jahr eine **'KnZ'**, Kreuzberger neue Zeitung, herausgegeben von einem Bierfreund namens **Horst Runkel,** welcher sich mit **Springer** anlegt und freundlich über das Neueste aus besagten Kneipen berichtet: »Er hat nur tichten können, nachdäme er sich vorhero ein Fundamentum gesoffen. « Um die Ecke hat es die Stammkneipe von G. Benn gegeben, der dort in der Nähe auch seine Praxis für Haut- und Geschlechtskrankheiten betrieb. Und direkt gegenüber wohnt noch so ein armer Schlucker, der teutonisch ausschauende Avantgardemusiker **Frieder Butzmann** [2)]**,** welcher allerdings auf der **Großbeeren** nie zu sehen ist, weil das jugoslawische Restaurant zugemacht hat und er immerzu fernsieht.

Und wenn man noch weiter Richtung Wildbach läuft, dann wohnt da zunächstmal noch so ein armer Schlucker, der Avantgardezeitungsherausgeber **R. P. Baacke** [3)] nämlich. Und hier gibt es gleich noch zwei andere merkwürdige Einrichtungen. Erstmal das **'Kinomuseum'.** Dort erhält man nebst Eintrittskarte ein klappbares Tragesitzkissen und eine liebevoll mit Ausgeschnittenem verzierte handgetippte Programmzeitschrift und sitzt in einer leibhaftigen Stube wie im Kino und sieht ein Potpourri alter Streifen. Gegenüber liegt das **'gift'**. Ein Kellerladen, in dem es heftige Mode zu kaufen gibt. Mich persönlich hat ein aus einem Damenpömps hergestellter Herrenslip am tiefsten beeindruckt. So, und nun kommt endlich die Alternative **Apotheke**, wo man immer aktuelle Kräutertips für alle möglichen Leiden in den Schaufenstern erlesen kann, und so treibt's denn auch manchen Hypochonder das kleine Stück weiter am **Scheißladen** vorbei.

2. Der Scheißladen

»Die die Die verdammte GESAMTE Scheiße« (Diter Rot)

Es gibt ja die merkwürdigsten Läden. Meist finster, ohne Einblick. Für kurze Zeit tauchten an den totesten Ecken

Mitte der 70er Jahre seltsamste **Koreabedarfsläden** auf, und man hat nie auch nur einen Kunden hineingehen sehen. Gleichwohl waren die Läden gut bestückt, und auf den entsprechenden Hausdächern waren die größten Antennen installiert. Irgendwie muß dann die Großoffensive eines koreanischen Geheimdienstes erfolgreich zuendegeführt worden sein. Die Läden sind verschwunden. Dafür kamen dann Sonnenstudios, unter deren **'Supernova Turbobräunern'** man Geld waschen und Fingerabdrücke wegbeamen können soll. Ebenfalls ohne Einblick die nach den äußerst erfolgreichen **Türkeneinzelhändlern** mit Einblick und derweil auch Überblick aufgetauchten **Body-Building-Läden,** wo man versonnen hochrechnet, was die Muskelaufbaupulver in den Zwei-Kilo-Dosen im Portions- und Straßenverkauf einbringen würden.

Ganz anders der **Scheißladen.** Er hat ein offenes, freundliches Schaufenster, das mit der Eingangstür so breit wie der Laden selbst ist. Das Schaufenster ist auch liebevoll dekoriert, und die Auslage wechselt ständig. Nichts ist illegal, nichts alternativ. Den Designstil könnte man als 'voodoo' bezeichnen. Sehr schamanenhaft, aber modern, vielleicht also 'postvoodoo'. Der Laden tarnt sich nicht. Es ist kein 'underground'-Laden, die Tür steht bei passender Witterung offen, und hinter der Verkaufstheke schaut man in zwei freundliche Gesichter: Norbert, genannt Heino, und die Theo genannte Dorothee führen das Fachgeschäft nunmehr erfolgreich im vierten Jahr.

3. Heino

«Karamba, Karacho!«

(Adolf von Klebsattel)

Als ich neulich abend die **Großbeeren** runterfuhr, leuchtete der **Scheißladen** festlich, allerhand Volk stand herum, und aus der Türe schallwellte inbrünstig der 'Blaue Enzian' von Heino. Die Nachbarn lauschten erfreut, und die Kids im und vorm Laden stampften im Pogobeat, und ich dachte: Mein **Gott, der Heino,** äh, der **Norbert** kommt nicht mehr runter vom **Heino.** Es hatte dabei ganz einfach angefangen.

4. Erste Version

»Die Wurzel vom zureichenden Grunde« (Schopenhauer)

Wenn **Norbert** eine Sonnenbrille aufsetzt, sieht er aus wie Heino. Also muß entweder mal jemand zu Norbert gesagt haben: »Mensch **Norbert,** wenn Du ne Sonnenbrille aufhast, siehst du ja aus wie olle **Heino.« Oder Norbert** stand an einem gleißenden Sommertag zufällig mit Sonnenbrille vorm Klospiegel und dachte: »Ja, Mensch Norbert! Mit Sonnenbrille siehst du doch tatsächlich aus wie olle **Heino!** Da könnte man doch bei der nächsten ... « Und so begab es sich, daß eines Tages im wogenden Einerlei der einschlägigen Punk- und Pogoveranstaltungen **Heino** auf der Bühne stand und, wie das so üblich ist, im Playback- oder sagen wir mal Dubverfahren 'Blau, blau, blau ist der Enzian' schmetterte. Was, wer dies je miterlebt hat, nicht ohne Verve ist: es geht in die Beine und verführt, begeistert, macht gute Stimmung.

Dies ist aber nicht allein **Heinos** Leistung. Im Hintergrund sitzt **Adolf von Klebsattel** (sic!), der Stammkomponist und Texter Heinos, der, wenn es sich herausstellen sollte, daß er für die Sänger- und Designauswahl ebenso verantwortlich ist wie für das musikalische Material, nur mit dem genialen **Malcolm McLaren** zu vergleichen wäre. Seine Songs haben einen einfachen, aber intensiven Beat, ihre Liedstruktur ist bündig und differenziert, die Melodien überzeugen, und die Texte lassen so manchen Neue-Welle-Text weit hinter sich. Dann überzeugt das grundsätzlich angewandte Playback-Verfahren, schon wegen der guten Akkustik und Klangqualität. Nicht groß genug zu veranschlagen für den Erfolg der Heino-Show ist das abgründige Heino-Design selbst.

So kam es denn zwangsläufig: im Winter 81 trat Heino im SO 36 zur Weihnachtsfeier auf, Assistentin und Scheißladenpartnerin Theo im Dirndl anbei. Danach Ewigkeiten nie wieder, doch das Publikum drängte zu neuen Auftritten, und die werden nun immer häufiger und immer packender. Die Kölner **Bildzeitung** schreibt am 17. September 84 neidisch von einer 'drittklassigen Parodie', - weil sie glaubt, eine erstklassige zu sein? Nena hingegen machte sich neuerdings bekannt mit Heino, ermunterte ihn zum frohen Weiterschaffen und gehört ausdrücklich zum näheren Fankreis

Heinos. **Alfred Biolek** kommt nun auch schon an, und die alte Plattenfirma **EMI Electrola** ärgert sich schwarz - warum, werden wir noch sehen. Die Lawine geht jedenfalls los.

5. Raumwirkung

....Metapher, Katachrese, Antonomasie, Allegorie, Metonymie und Synekdoche sind semantische Verdichtungen ... « (Lacan)

Heino erweist sich als bedeutungsvoll. Es ist schade, daß Lacan ihn nie hat kennenlernen sollen. Seine Oberfläche läßt sich leicht verdoppeln und vervielfachen. Er ist gewissermaßen der Prototyp des geklonten Menschen. Und doch von außergewöhnlicher Signifikanz. Aber damit beginnen die Denkwürdigkeiten erst. Wer war nicht außerordentlich verblüfft beim erstmaligen Heinohören UND -sehen über die Differenz von Hülle und Stimme. Er klingt wie eine verunglückte aber verwirrende Synchronisation; die Stimme kommt, schon physikalisch, der diffusen Tonlage wegen, die die Ortung eines Tones im Tiefenbereich immer schwieriger werden läßt, gar nicht aus diesem Heino, sondern hat Resonanz immer im ganzen Raum. Die Stimme ist ohne Ausgangspunkt. Es ist nur scheinbar Heino, der singt. Und konsequenterweise am idealsten im Play-back-Verfahren. Heino ist konstant nur ein Name, kein Subjekt. Das Unverwechselbare an ihm ist so angelegt, daß eigentlich nichts Eindeutiges daran sichergestellt werden kann.

immer sind die Augen mit einer Sonnenbrille verdeckt. Keiner hat ihn je gesehen, und das führt dazu, daß man überall, wo man Sonnenbrillen oder Augen sieht, ihn auch sehen kann. Zwei schwarze Löcher saugen unablässig Projektionen und Visionen auf, man erspäht ganz hinten im Dunkel vier Menschenesseraugen. Aber es sind nicht Heinos echte, sondern die eigenen, gespiegelt auf dem glatten Schwarz der Sonnenbrille. Schielt Heino, sieht er so blöd aus wie ich? Man weiß es eben nicht. Fest steht nur, daß Heino echt und der einzig wahre ist, weil nichts echt an ihm ist. Heino ist ein Ereignis, das man am besten Heino nennt.

6. Zweite Version

»Immer bringt Afrika etwas Neues.« (Aristoteles)

Was keiner wissen kann, weil's von **EMI** vielleicht verschleiert worden ist: die äußerst erfolgreiche Südafrikatournee Heinos 1981. Von ihm geplant das Zusammenspiel mit einer Negerkapelle, was EMI Electrola verbot, woraufhin Heino alle Verträge brach, sein Barvermögen in einen kleinen Laden in der **Berliner Großbeerenstraße** investierte und fortan nur noch über sein eigenes Label »Weißer Terror« und über den **Scheißladen** vertrieb. Im Winter 81 auf der Weihnachtsveranstaltung im SO 36 sein erster Independent-Auftritt. Die Presse berichtet: daß es sich bei der Figur, die von **EMI Electrola** weiterhin als **Heino** vermarktet wird, um ein Double handelt, welches bereits Mitte der 70er den Künstler, der unter zeitweiligen Depressionen litt, vertreten hatte.

7. Scheißladen

»Man lobpreiset die War', um schnell zu vertreiben das Marktgut.«

Was kann man in Heinos und Theos Scheißladen nun eigentlich erwerben? Wenn man reinkommt, liegt links das **Schriftgut.** Hierbei handelt es sich um Selbstgemachtes, Punkfanzines, Sonderangebote, etc. All das wird kaum gekauft, allein im Lauf der Jahre stellt sich ein enormer Wertzuwachs der Heftchen heraus. Die Einzelnummer oder gar die Sammlung der legendären Fanzines von Mutfak, **'XKLrmpf',** etwa, sind zu Auktionshits geworden. Und **Floris 'Perlen vor die Säue',** das dort zur Zeit für nur zwei Mark eisern liegt, sage ich ebenfalls große Zukunft voraus.

Ähnlich geht es bei den Cassetten rechterhand zu. Diese sind selbstproduziert oder von Independent-Labels herausgebracht und meist verblüffend verpackt und drapiert. Allein, auch hier gilt der Spruch: was der **Bauer** nicht kennt, kauft er nicht. Bekanntere Gruppen verkaufen sich besser als unbekannte, obwohl die auch mal unbekannt waren, jetzt aber schon Schallplatten rausgebracht haben, die es hinten links auch zu kaufen gibt. Wenn man recht überlegt, gibt es gar nicht soviel zu kaufen, und wenn ich ehrlich bin, gehe ich auch äußerst selten in den **Scheißladen,** aber er spielt doch eine wichtige Rolle. Im übergreifenden Sinne gibt es dort, was es woanders nicht gibt. Auch mit gewisser Fernwirkung. Man muß den Laden kurz ungegenständlich denken - was eigentlich völliger Quatsch ist. Aber man kommt dann dahinter, daß es dort

Dinge gibt, die es nichtmal dort gibt. Im **Scheißladen** bilden sich oder setzen sich fort allerhand Verlängerungslinien von Tätigkeiten, die dann Jahre später alle erstaunen, zu Mode werden und Neuheiten transportieren.

Derweil knistert der Scheißladenkomplex schon ganz woanders lang. Er ist eine **Nebenräumlichkeit.** Und keineswegs irgend ein Zentrum. Es gibt eben viele ähnlich funktionierende, gegenseitig nicht mal bekannte **Nebenräumlichkeiten.** Sie funktionieren komplex und probieren andere Zeitläufe aus. Es sind versetzte Zeiträume. (Aber man kommt auch ohne Abitur klar damit). Man kann auch nicht behaupten, daß dies hier immer so bleiben muß oder sich ständig so auswirkt. Durch den **Scheißladen** sind Dinge hindurchgegangen, ich sage hier einfach mal Dinge, obwohl es auch Ideen oder Cassetten sein können, die Blitze waren, aber keiner hat sie gesehen, sie haben sich nicht fortgesetzt und sind wieder unterirdisch oder verschwunden. Sowas passiert im **Scheißladen.** Es kommt Laufkundschaft, Stammkundschaft, die Kleptomanen schrauben den Nettoumsatz hoch, der einzige Ladeneinbruch ist rätselhaft geblieben, das Kundenverhalten ist typisch, das Schaufenster hat Abendsonne, und die Ladeninhaber schmunzeln. Und als Tourist sollte man dort ruhig mal ordentlich einkaufen!

[1)] Damit wir bald beim Scheißladen ankommen, der vorn beim Wildbach gelegen ist, liest man besser bei Brock/Giersch weiter: 'Im Gehen Preußen verstehen', IDZ 81

[2)] Butzmann-LP 'Vertrauensmann des Volkes' und Doppel-LP 'Das Mädchen auf der Schaukel', beide beim 'Zensor' erschienen, der hinten am Wüstenrand seinen Sitz hat.

[3)] Legendär die Zeitschrift 'GEPEIN' bei Sammlern preislich derweil ins Unfaßbare geschossen. Leer sind die Hände, die dies einst schufen. Außerdem hat Baacke ein schönes Kinobuch gemacht.

Der Autor ist Künstler/Denker/Musiker in Berlin, hat Cassetten in Umlauf, mit Butzmann zusammen »Sacra! Die neue Stravinski-Show« vielmals aufgeführt und im Sommer diesen Jahres ein Buch namens »Der bestverliner Tunkform« bei Edition Vogelsang Berlin veröffentlicht.

Konkret 11/84, S. 74

Michaela Ott

Kopiertreduziertstilisiert.

Ist Performance weiblich?

A new girl in the city. Der Titel der letzten Performance von Colette ließe sich universalisieren. Neue Frauen hat die Welt, neue Amazonen hat die Kunst. Sie kommen nicht mit Pfeil und Bogen, sie kommen mit Mikro und Geige. Sie treten zum Kampf an mit der Stimme, sie laden zum Rosenfest mit polyvokalen Hymnen. Sie stehen ihre Frau, meist allein, sie irren durch ein Heer von Notenständern, sie irren über schwarze Bühnenlöcher, sie singen die Lust und den Schmerz, scheu und unbeirrbar zugleich, zierlich und unerschrocken. Sie erschüttern die heiligen Hallen der Kunst durch einen irren Gesang.

Die neuen Amazonen heißen Meredith, Laurie und Carla. Sie haben unzählige Namen, weil es um den Namen nicht geht. Sie kämpfen einen unaufdringlichen Kampf. Sie stellen sich nicht ins Licht, obwohl sie im Licht stehen. Eigentlich haben sie sich schon ergeben, ihrer eigenen Stimme. Wenn Meredith bald wie ein Muezzin ruft, bald wie eine Taube gurrt und wie eine Maultrommel klagt, wenn Carla wie ein Wolf gegen den Schnürboden heult, wenn Laurie ihre Stimme durch elektronische Filter treibt, so geht es nicht mehr um einfache Selbstdarstellung.

Wo wäre inmitten der Polyphonie das »einfache Selbst"? Fs geht nicht um den Ausverkauf' des weiblichen Körpers, um die Zurschaustellung, des Sex-Objekts und um die bekannten Identifikationsmuster zwischen Publikum und Star, sondern um ein vor allem sehr komplexes Verhältnis zum eigenen Selbst und den Möglichkeiten seiner Präsentation.

Sicher beginnt alles bei der einfachen Lust zur Darstellung. Und sicher finden sich in zahlreichen performerischen Simpelversionen der kleinliche Handel mit den eigenen Schmerzen, die narzistische Ausbeutung der Seele, die selbstverliebte Verkapselung zu Zwecken bühnenwirksamer Expression. Da gilt, was Roland Barthes am jungen Theater kritisiert: daß es »aus der Physiologie ein quantitatives Mittel macht, das Lachen oder den Schmerz zwingt ' einfache metrische Formen anzunehmen, so daß auch die Leidenschaft eine Ware werde, ein Gegenstand des Handels, eingepaßt in ein Tauschsystem«. Man gibt dem Theater sein Geld und erhält dafür eine gut sichtbare Leidenschaft.

Aber hat sich die Performance nicht vom Theater abgespalten, um diese Zwänge zur Repräsentation umgehen zu können? Künstler wie Laurie Anderson stellen die Frage noch radikaler: Wie läßt sich der Körper angesichts der bestehenden technologischen Verfremdung überhaupt noch präsentieren? Sie antwortet darauf: »Seinen Körper zu gebrauchen ist für mich eine Zeichensprache und hat nur Sinn, wenn er in Funktion zu einem Ziel, einer Wirkung nötig ist. Ich versuche, mich nicht zu bewegen, wenn ich keinen besonderen Grund habe«. Sie spricht von sich als einer wenig demonstrativen Person. Scheint ihr Körper sich deshalb wie von selbst dem technischen Instrumentarium anzupassen? Läßt sich im Zeitalter des verschwindenden Körpers nur noch dieses Verschwinden darstellen?

Ob Performerin oder Punkmusikerin, diese Frauen haben eines gemeinsam: eine bestimmte Bühnenindifferenz. Sie verstecken sich hinter einer Maske von Frigidität, sie verweigern das Spektakel, das Show-off. Meredith Monk, eine bei Merce Cunningham ausgebildete Tänzerin, versucht, die Tanzelemente aus ihren Bewegungen zu tilgen. Bewegung ja, aber nur eine, die sich in das Gesamtbild einfügt. So, wenn Laurie Anderson für ihre Pariser Performance *Bogen* ihren Körper wie ihren Geigenbogen benutzt. Der Körper ist Instrument neben anderen. Nicht Ort der Eigentlichkeit, sondern des bewußten Diebstahls.

Für meine eigene Performance *Passagen* habe ich ihm Bewegungen des Alltags abgeluchst, um sie zu rhythmisieren und zu automatisieren. Ich habe mich selbst kopiert, reduziert, stilisiert. Natürliches und Artifizielles sind ununterscheidbar geworden, wenn Colette sich in eine Statue verwandelt, die sich in einen Menschen verwandelt, oder wenn ich versuche, meine eigene Fotografie zu werden.

Autobiographische Künstlerin zu sein, erscheint Laurie Anderson peinlich: »Man kann sich nicht selbst vorführen. Ich habe angefangen, anstelle von 'ich' 'ihr' (you) und 'sie' (they) zu gebrauchen. 'Ich' fehlt zur Zeit fast völlig. Ich benutze 'ich' lediglich als Randfigur, nie als Subjekt.« Um mit Gilles Deleuze zu sprechen: das Subjekt ist zum Anhängsel geworden, das auf verschiedenen Zahnrädern der Geschwindigkeit rotiert.

An die Stelle dieses Ich ist eine Vieldimensionalität getreten, deren Medium die Stimme ist. Art Begriffen physischen Ausdrucks möchte ich meine Stimme vervielfältigen, Zugang zu verschiedenen Stimmen finden« (L. A.). Hierin treffen sich die Performerinnen mit den Musikerinnen des Punk. Plurivokaler, polymorpher Gesang (vom Brabbeln, endlosen Uuh Uuh über konvulsivischen Vokalismus bis zu hysterischem Kreischen), wie ilm *The Raincoats, The Slits, Liliput, The Au Pairs, Nina Hagen, Yoko Ono, Janis Jopfin* und *Lora Logie* artikulieren, stiftet die neue soziale Symbolik. Das Ich ist zum Experimentierfeld geworden, der Körper selbst zur Werkzeugkiste. Selbstdarstellung heißt Auffächerung der partialisierten Ausdruckskräfte. Wie die Punkerin singt die Performerin von der Fragmentation des Ego, dem »Jigsaw feeling« (Puzzle-Gefühl).

Eine Vorstellung geben heißt, einen Raum abstecken mit der Stimme, heißt, einen Rhythmus legen, auf dem die Vielfalt der Zeichen zirkuliert. Rhythmus ist der Grundbaustoff von Meredith Monks *The Games* über Carla Tatos *Pentesilea* bis zur Ariane Mnouchkines Shakespeare-Trilogie, in der Textvortrag und Spiel durch Percussionbegleitung dynamisiert werden.

An der Stimme arbeiten heißt nicht zuletzt, bei *dem* Erfahrungsmedium des Kommunikationszeitalters beginnen.

»Heute habe ich bestimmt schon acht verschiedene Sprechstile gebraucht«, sagt Laurie Anderson. »Es ging los mit einem Telefongespräch über einen Todesfall in der Familie, dann ein Gespräch mit meiner Mutter, schließlich ein Anbrüllen mit meinem Rechtsanwalt, ganz offiziell, geschäftlich«.

Der Wunsch nach Realität scheint selbst die technische Verfremdung der Stimme zu fordern: »Der erste Song, der auf diese Weise entstanden ist, war *Song for Telephones,* zur Hälfte Normalstimme und zur Hälfte Telefonstimme, die New Yorker Alltagsstimme: Hi, how are you, we should really get together sometimes. Alles Sachen, die die Leute so sagen.« Dem Aktuellen auflauern, die Erscheinungen an der Oberfläche aufspüren, ja sie manchmal vorwegnehmen, das ist die eigentliche Fähigkeit dieser Künstlerinnen.

Als Wünschelrutengängerinnen und Zeichendeuterinnen der sich anbahnenden Realität arbeiten die Performerinnen weniger nach Leitideen als mit den Kräften der Intuition, des Vorbewußten und der Kombinatorik. Die Bemerkung Richard Foremans, daß sich Bilder und Themen seiner Performance aus zufällig gesammelten Tagebuchnotizen ergeben, lieferte mir z. B. den entscheidenden Impuls für meine eigenen Performances. Obwohl sie meist bei den Wörtern beginnt, sagt auch Laurie Anderson, sind ihre Songs Fragmente eines ad hoc notierten Bewußtseinsstroms. All ihre Songs seien letzten Endes *ein* Song: die produktive Maschine des Unbewußten. Sie liebe es, das zu reproduzieren, was sie mehr oder weniger unbewußt erlebt habe. Wie als sie träumte, daß sie aufstehen, sich ankleiden und ihren Koffer packen mußte, und dann tatsächlich aufwachte und alles noch einmal machen mußte. Mit dieser Sicherheit einer Traumwandlerin spaziert sie durch ihren Mediengarten und spielt so lange mit ihren Mikrophonen, bis sich etwas entwickelt. »Wenn man nur die Idee hat und dann versucht, sie zu realisieren, klingt es nie so, wie man es sich vorgestellt hat. Ich finde es besser, mit Klängen zu beginnen«.

Hatte die Performance vor zehn Jahren ihre entscheidenden Impulse aus der bildenden und darstellenden Kunst erhalten, so scheint sie sich heute vor allem aus der Musik zu erneuern. Das rührt nicht zuletzt daher, daß sich Rockkonzerte immer performerischer geben. Meredith Monk überzeugt auch als prätentiöse Solosängerin; aber Nina Hagens Songs sind nicht vollständig ohne ihre eigenwillige Bühnenshow. Die Art der Präsentation wird ebenso zum Markenzeichen einer Gruppe wie ihr musikalischer Stil; und immer häufiger hängt der Plattenverkauf vom Einfallsreichtum der Videoclips ab.

Von Konzerten unterscheiden sich Performances wohl am ehesten durch ihre musikalische Verhaltenheit. Was für den Körper gilt, gilt auch für die Musik. Man spricht auch hier bereits vom Verschwinden. Stille hörbar machen will z. B. die *minimal music,* auf der die Performances von Meredith Monk und Laurie Anderson basieren. Ein Klangmuster von geringem Tonumfang und mit Wiederholungen untermalt den verhaltenen Sprechgesang: das Geschehen wird zum Ritual, und im Zeichenhaften dieser ritualisierten Aktion stirbt für den Zuschauer der Sinn. Er wird der Wiederholbarkeit geopfert. Sinn heißt die Wiederholung wollen. Damit findet die Performance zur ältesten Form der Kunst zurück, zum Kult; und nicht nur in ihrer Betonung von Rhythmus und Stimme. Der Beschwörungscharakter von Meredith Monks *The Games* hat tatsächlich etwas von einem religiösen Zeremoniell...

Ist *The Games* von Meredith Monk ein Spiegel des Zeitalters der Apparate und ihrer Regelhaftigkeit, so ist es gleichzeitig ein Bild des modernen Künstlers, dessen Leistung sich zunehmend darauf beschränkt, Spielleiter der von ihm in Gang gesetzten Maschinen zu sein. Sie sind Schaltstellen, diese Performerinnen, Katalysatoren im besten Fall. Sie lassen die Wellen durch sich hindurchlaufen, sie vibrieren entsprechend der eingegebenen Schwingungszahl, sie liefern den Output. Sie arbeiten multimedial; sie sind multimedial und digital, wie Laurie sagt.

Sie, die Bildhauerin, betätigt sich als Musikerin und Sängerin, macht Videos und Dias; Meredith, die Tänzerin, singt, choreographiert, komponiert, macht Filme. Es ist nicht zuletzt die Lust an den Kombinationsmöglichkeiten der Technik, die sie zu ihren Produktionen treibt. Sie mag die Elektronik, sagt Laurie, weil sie gute und schnelle Effekte produziert, wie sie ihre Geige mag, weil sie langsam ist. Performance ist Beweglichkeit: »Sie unterscheidet sich insofern vom Theater, als der Inhalt weniger schwer und drückend ist, weniger festgelegt; man kann schnell und leicht vom einen zum anderen springen«. Die Auswahl der Elemente erfolgt weniger unter dem Gesichtspunkt eines Themas als dem einer Struktur, um die herum gesammelt, kombiniert und integriert wird. An ihr entlang entstehen jene Gebilde, die auf verschiedenen sinnlichen Ebenen lesbar sind, die den Zuschauer auffordern, Fäden aufzugreifen, selbst weiterzuspinneu. Mit Figuren eine lineare Geschichte zu konstruieren, sagt Laurie, interessiere sie überhaupt nicht.

Diese freien, beweglichen, ortsabhängigen und revidierbaren Kombinationen geben Performances den Charakter von Einmaligkeit und zufälliger Fügung ähnlich den Bildern eines Kaleidoskops. Und sie suggerieren jene Traumwelten, die sowohl etwas vom Chaos des Unbewußten wie von hyperrealen Sciencefictionlandschaften haben. Sie sind philosophische

Betrachtungen, ob es sich um Meredith Monks *The Games* oder um die *punti di rottura* der italienischen Performancegruppe *Maggazzini Criminali* (unter Leitung von Marion D'Amburgo) handelt.

Themen wie *Übernahme von Energien, Überstülpen von Oberflächen, Stadt und Wüste* eröffnen Forschungsfelder für eine freilich eher symptomatologische als analytische Arbeit. Und sie eröffnen den Erfahrungsspielraum des modernen Menschen: Erfahrungen der Agonie, der Perversion, der Katastrophe. In dem Bewußtsein der ideologisch-künstlerischen Leere wird das Spiel selbst zum Massaker, bleibt der Zusammenhang an der Oberfläche, liefert man den Schein des Scheins, die Spektakularität, das totale Spiel. Man gibt der Epoche der dekodierten Ströme ihr Gegenstück im dekodierten Kunstwerk zurück. Deshalb geraten die Atmosphären immer mehr zu jenen außerweltlichen Kosmosbildern, nicht nur in *The Games, wo* sich die Handlung nach dem großen Knall bereits in den außerplanetaren Raum verlagert hat. Gerät die sich einschleichende Endzeitvision bei den *Maggazzini Criminali* noch zu einer aggressiven Überwältigung des Zuschauers durch einen Ansturm synästhetischer Eindrücke, so bei Meredith Monk nur noch zur melancholischen Meditation über den Untergang.

Sollte hinter der ästhetischen Glätte der Performance, hinter ihrer betonten Kühle und Distanziertheit zuletzt die Trauer eines Individuums spürbar werden, das die Fähigkeit zum kühnen Wurf, zur selbstsicheren Unbedenklichkeit verloren hat? Manche Frauenperformances lassen Witz und Großzügigkeit vermissen und erinnern noch immer an Nähkästchen und ornamentales Geschick. (Die neue Komik der Kombinationsmöglichkeiten zu entdecken, war der Hauptantrieb für meine eigene Performance.) Aber auch Männer wie Robert Ashley und Bob Wilson bringen kein Lachen mehr auf die Bühne. Sollte der Schein des Scheins zuletzt an sich selbst verblassen? *The Games* schienen so etwas anzukündigen... Und doch spricht Laurie Anderson noch von ihrem Vergnügen an der zweiten Erschaffung der Welt, von der Romantik der Technologie, von der schönen, neuen Welt der Performance...

---

zum Weiterlesen: Richard Foreman, Warum ich so gute Stücke schreibe, Merve Verlag

Konkret 11/84, S. 84

Film

Danièle Huillet und Jean-Marie Straub nach dem Amerika-Roman »Der Verschollene« von Franz Kafka:

KLASSENVERHÄLTNISSE

V. Szene, Einstellung 20 bis 50, Zimmer des Kapitäns: der Heizer, Karl, der Diener, der Kapitän, der Oberkassierer, der Onkel.

Der Raum: niedrig. Die hölzerne Täfelung reflektiert das flache Kunstlicht, Neonröhren hinter den rundum laufenden Gardinen, runde Deckenleuchten, in denen sich die Zimmerpflanzen vor den Fenstern spiegeln, ein blitzblanker Tisch, auf dem sich die vier Kaffeetassen samt ihrer Untertassen in der Maserung des gewienerten Holzes verdoppeln, neben der Eingangstür zum Zimmer des Kapitäns in Kopfhöhe eine runde Uhr.

»Herr Schubal ist ungerecht! Herr Schubal bevorzugt die Ausländer. Herr Schubal verwies mich aus dem Maschinenraum und ließ mich Klosette reinigen, was doch gewiß nicht meine Sache war!«

Es *soll* 11 Uhr sein.

Ich sehe den Film in einer Pressevorführung. Vormittags - so entsteht für die Anwesenden das Gefühl, Filmkritik sei Arbeit in diesem Lande.

Es *ist* 11 Uhr.

Wenig später, immer noch in der selben Szene, hält sich der Film schon nicht mehr an die Wirklichkeit.

Klassenverhältnisse, das Buch zum Film (Fischer 4455), enthält das *ursprüngliche* Drehbuch. Es verschweigt die *endgültige* Drehfassung. Die Fotos allerdings stammen aus dem *tatsächlichen* Film. Wolfram Schütte, auch hier Herausgeber, maulte in der FR über die miserable Edition von Pasolinis »Accatone« bei Piper (er liest den Film wahrscheinlich weiterhin in der Zeitschrift »film« nach, die ihn in der ersten Hälfte der sechziger schon publiziert hatte). **Klassenverhältnisse** im Drehbuch ist halbherzig: Keine Chance, den Rhythmus des *tatsächlichen* Films zu lesen, keine Chance auch zu überprüfen, wo Huillets/Straubs Pedanterie und Lubtchanskys klarer Blick aus dem Ruder der Zeit gelaufen sind.

SELBSTHAFTEND

Sie kennen sicherlich die natürliche Angst der meisten Kinder vor Dunkelheit, die insbesondere dann auftritt, wenn die Kinder abends schlafengehen und das Licht im Zimmer gelöscht wird. Die sonst so vertraute Umgebung ist gänzlich verschwunden.

Ein neues Produkt hilft diese Angst abzubauen. Ein freundlicher »Gute-Nacht-Mond« leuchtet im Dunkeln und gibt so dem Kind eine beruhigende Orientierungshilfe. Durch Tages- oder Kunstlicht angeregt, leuchtet er in der Dunkelheit ca. eine Stunde mit abnehmender Intensität nach. Das Material ist lebensmittelecht und das Licht in keiner Weise schädlich. Die Rückseite des Mondes ist selbstklebend ausgerüstet, so daß er überall im Raum angebracht werden arm.

HORROR VACUI

Ein Film von Rosa von Praunheim

Während der Pressevorführung von Horror Vacui verliebte ich mich in den anwesenden Hauptdarsteller Folkert Milster, der mich aber sanft zurückwies. Dann verlagerte ich meine körperliche Lust auf den schönen Lichtmann Lars, der ebenfalls negativ reagierte. Der Kritiker Karasteck hatte mir schon bei einigen früheren Previews zu verstehen gegeben, daß er mich nicht scharf findet. So blieb mir nur der Promoter Prill, mit dem ich fünf Jahre zusammengelebt, von dem ich mich aber im letzten Frühjahr getrennt hatte. Er fing mein Zärtlichkeitsbedürfnis während der anstrengenden Arbeit auf. Trotzdem dachte ich oft, daß ich die Anstrengung und den Streß nervlich nicht durchhalten würde. Ich wünschte, es wäre meine letzte Film-Besprechung, und dann wollte ich selber drehen, so wie Blumenberg oder Truffaut oder Godard. An meinem 40. Geburtstag wollte ich mich eigentlich von einem Krokodil fressen lassen und glaubte fest daran, daß ich dann als Erdbeerfrosch wiedergeboren würde. Jetzt bin ich 41 und, wie Rosa von Praunheim in der Pressemappe zum Film so schön

schrieb, zu alt zum Sterben.

UNTER DEM VULKAN

Regie: John Huston

Das Medium Film ist dem Medium Wort vielleicht ja doch überlegen.

Nach der schwülen Dschungel-Männer-Ode im 'Stern' letztes Jahr: Oh, daß ich dies erleben durfte, - ich, Wolf Wondratschek, und der Meister, wir beide zusammen! - danach, wie gesagt, hatte ich keine Lust, den Film zu sehen. Damals ging es um die Dreharbeiten zu John Hustons - wie alle sich schon längst verständigt hatten - 'Altersvermächtnis'. Von einer heimlichen (!) Nähe zwischen Regisseur und Hauptfigur des Films wußte man auch: der Lust am langsamen Untergang, der verzweifelten Männerlust am Trinken.

Und jetzt ist es umgekehrt. Nun habe ich den Film doch gesehen und denke: das Buch von Malcolm Lowry möchte ich *gerne* mal lesen, *lieber* mal lesen.

Wohlgemerkt, es ist alles sehr schön anzusehen: die heißfeucht-grüne Landschaft, die Indios, die Hurenkneipe, der Popocatepetl, die Schöne: nämlich Jacqueline Bisset, und das mexikanische Leben zur Zeit der Allerseelentotenfeiern 1938. Und Albert Finney spielt hervorragend und spricht hervorragend (in der Originalfassung). Aber das ist es eben. Immer denke ich beim Schauen, auf der Kopf-Spur gewissermaßen: der spielt den Trinker-Konsul ja hervorragend!

Doch um den Hauch einer Ahnung von diesem verwüstet leidenschaftlichen Verhältnis zwischen dem Ehe-Paar sichtbar zu machen, braucht es statt Schönheit & Schauspiel vielleicht doch eher sprachliche Hülle & Fülle.

Komisch, daß man bei Literaturverfilmungen immer zu merken glaubt, wie *ein* Satz und *eine* Geste im Film mindestens 20 Seiten und 20 Tage im Buch kondensieren müssen...

E LA NAVE VA.

(Und das Schiff fährt).

Buch und Regie: Federico Fellini (»Fellini's Schiff der Träume« in dummem Deutsch)

Auch ein Kriegsanfangs-Film. 1914 diesmal. Aber sonst ist alles Märchen.

Wenn es einige wenige Archetypen von Film gibt: den Abenteuer-, den Liebes & Leidenschafts-, den Krimi-, den Kopftüftel- und den Dokumentarfilm zum Beispiel, dann gehörte dieser zur himmlischsten, kindlichsten Sorte. Ein künstlich-bombastischer Vorwand versammelt eine künstlich-bombastische Gruppe von Menschen, die eine Strecke Zeit an einem f ixen Ort miteinander agieren * Die Handlung *sollte* geradezu an den Haaren herbeigezogen sein. Hier ist es die Bestattungsfahrt einer Operndiva, zu deren letzter Ehre europäischer Opern- und sonstiger Adel angereist ist. Die Asche der Diva soll per Schiff zu ihrer Heimatinsel gebracht werden.

Opernhaft sagt man im Leben, wenn man findet, das Leben komme gar nicht vor, die Bühnenmechanik knirsche und ächze sozusagen überlebensgroß in den empfindlichen Ohren. Aber wenn der Film Oper ist, dann eine Augen-Oper. Mit der ganzen fast noch mittelalterlichen Marktplatzlust: Treten Sie näher, meine Damen und Herren! Bei uns sehen Sie zum ersten Mal die Seejungfrau und dann den dicksten Mann der Welt!

Listig hat Fellini auf den Voyeursblick des schausüchtigen Publikums hin inszeniert: guck mal, wie der aussieht; und was die wieder macht; und der ist ja ganz schön verrückt! Den Köder fürs intelligente Publikum: der Film sei nun wieder ein Abgesang oder jenachdem eine Hymne ans Kino... - den kann man sich ruhig an den Hut stecken. Das Zugucken reicht völlig.

TAUSEND AUGEN

Buch und Regie: Hans-Christoph Blumenberg

Was soll man sagen?

Alles ist schon verhandelt worden: Der Kritiker, der seinen ersten Film dreht. Und wie schwer so einer es dabei hat. Die Parallele zur Literatur ist gezogen worden. Der Kritiker, der sein erstes Buch schreibt. Und wie schlecht es dem dabei gegangen ist.

Die bekannten und wichtigen Leute, die mitspielen, und wie interessant das sei als Konstruktion: Peter Kraus, Karin Baal, Vera Tschechowa, Wim Wenders, Jean-Marie Straub. Und andererseits der unbekannte Türkenjunge.

Und die ganzen filmhistorischen Anspielungen: Fritz Lang, Blake Edwards, Dr. Mabuse usw. Und dieses heikle Thema, die Peepshow und die Männerphantasien.

Und was gibt's zu sehen?

Die schöne Kühle, Barbara Rudnik; und »eine Geschichte von gefährlichen Gefühlen in einer kalten Welt«. Und dann noch den Knüller, die transvestitische Schlips-Gudrun Landgrebe als geheimer Drahtzieher. Und Peter Kraus in einer Tanzeinlage. Und Australien. Und so weiter. Und der Regisseur selber findet zu seinem Film und seinen Darsteller-Personen auch dies und das.

Das kann man alles sehr schön und ausführlich im Heft zum Film nachlesen. Und das war's dann auch.

Es gibt mindestens **zwölf Gründe,** Werner Herzogs »Wo die grünen Ameisen träumen« zu meiden. Dies sind in chronologischer Reihenfolge: »Dances at Aurukun, Cape York« (1962), »Desert People« (1965), »Emu Ritual at Ruguri« (1966), »Gunabibi: An Aboriginal Fertility Cult« (1966), »Mulga Seed Ceremony« (1967), »Camels at the Pitjantjara« (1969), »Larwari and Walkara« (1972), »Madarrpa Funeral at Gurka'wuy« (1976), »Familiar Places« (1977), »The House-Opening« (1977), »Takeover« (1978), »Three Horsernen« (1980). *

In **Mosambique** wurde jetzt der erste Spielfilm gedreht: »Die Früchte unserer Arbeit« des Regisseurs José Kardosu setzt sich mit den Problemen der jungen Generation beim Aufbau Mosambiques auseinander. Im Land gibt es dreißig Kinos und eine Filmzeitschrift. Diesen Film hierzulande zu übersehen, wird nicht schwerfallen. In zehn Jahren vielleicht wird es dann die erste Werkschau über den Film im südlichen Afrika, ausgerichtet von den Freunden der deutschen Kinemathek, geben. Geduld.

Auf dem ersten **Weltfestival des Unterwasserfilms** in Lateinamerika bewarben sich in Havanna Filmemacher aus 22 Ländern mit 70 Beiträgen um die Goldene Tritonmuschel. Die Hauptpreise errangen Günter Pofer aus Österreich für »Spot Light« und Massimo Simeon aus Italien für »Ras Mohamed Sinai«. Das Festival stand unter dem Motto »Schutz und Schönheit des Meeres«. Auch diese Meldung ist nicht erfunden.

Federico Fellinis »Fellini's Schiff der Träume«, 1982 gedreht, 1983 in Cannes erstmals überhaupt gezeigt, ist **jetzt schon** in den Kinos der **BRD** zu sehen. In etwa so synchronisiert wie der Titel übersetzt ist. Wim Wenders' - so lernen wir gleich noch etwas über die Apostrophierung - »Paris/Texas« wurde in Cannes 1984 uraufgeführt. Wenn er im Herbst 1985 in der BRD zu sehen sein wird, reicht das auch noch.

Alles Filme, die vom Australian Institute of Aboriginal Studies in Canberra produziert worden sind. Herzog hat das Institut so wenig kontaktiert wie er mit den Indios im südamerikanischen Dschungel verhandelt hat. Ob er Miskitos gesehen hat, werden wir noch sehen.

---

* Die filmographischen Angaben sind entnommen aus »Die Fremden sehen - Ethnographie und Film«; Trickster Verlag, München 1984; 224 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 32,- DM. Wo mit für diesen Band immer noch nicht die Werbung gemacht ist, die er verdient.

Konkret 11/84, S. 88

0. Überbringer

Buchmesse '84: Geradeaus auf krummen Wegen

»Nur die Ergangen Gedanken haben wert«

Nietzsche

Die Debatte um das TEMPOLIMIT hat auch vor der Buchmesse nicht haltgemacht, gerade die voluminösen Verleger spüren, daß durch das Sauerwerden des Waldes mittelfristig der Rohstoff für ihre Produktion knapp zu werden droht. So kann es denn nicht überraschen, daß ein Thema rhizomatisch die Hallen durchwaberte: DAS GEHEN!

Allein sechs Titel sind diesem neuen Fortbewegungs-Trend gewidmet; Trend-Witterer K.M. Michel hat darüberhinaus im neuen KURSBUCH auf das Wechselspiel von AUSSITZEN und ABGANG in der Regierungspolitik hingewiesen. Zu den Ausstellungshallen auf der Messe schnurrt man nicht mehr mit Elektrobussen, sondern steht rechts oder links auf Transportbändern: VIA MOBILE. Ihre Richtgeschwindigkeit beträgt ca. 7 km pro Stunde, was aber die Beschleunigung der Literaten nicht aufhalten kann. Sprechen wir z.B. von F.C. Delius, dessen neues Buch ADENAUERPLATZ ein orthopädisches Gourmet-Erlebnis sondergleichen zu sein scheint; laut taz kann sein Werk nur als unerwartetes »COMING-OUT« eines PEDOPHILEN« bezeichnet werden. ROOTS-Träger F.C. Delius war jedenfalls häufig mit seinem Letztling auf den VIAE MOBILES anzutreffen, immer mit einem gutgelaunten WALK ON THE WILD SIDE auf den Lippen.

Kinderbuch-Verleger Ensslin verteilte an jeden Barsortimenter, der ZU FUSS zu seinem etwas versteckt liegenden Stand fand, einen 100-Mark-Schein: Seine Begründung: »Die Messe kostet mich eh schon 50 Mille, da macht das den Bock auch nicht fett! «

Fettwerden hingegen konnte man auf dem Empfang des Suhrkamp-Verlags zu Ehren des Friedenspreisträgers Octavio Paz, der sich aber mangels Anwesenheit nicht über das kalte Buffet hermachen konnte, auf dem einzig der burgundische Jambon Persilli mißraten war. Ähnliches muß über die Laudatio von H.C. Buch auf Isabel Allende gesagt werden: Er ließ keine Peinlichkeitspfütze aus, die die Germanisten seit 200 Jahren tunlichst zu vermeiden suchen, wenn sie über ein Buch reden, das sie nicht gelesen haben. Zu diesem intellektuellen gesellte sich noch ein nasaler Affront; zu den weiblichen Parfums kamen die männlichen, die zwischen PESTHAUCH und BLÜTENDUFT oszillierten.

Auf die duftende Fete anläßlich des 20jährigen Firmenjubiläums des Wagenbach-Verlages waren all diejenigen nicht eingeladen, denen noch immer der Pesthauch des Schismas anhaftet, so z.B. die Mitarbeiter des Rotbuch-Verlags, obwohl einige WAGENBÜCHLER die mit ihnen befreundeten ROTBÄCHLER gerne dabei gehabt hätten. Doch das NJET des Chefs war kategorisch, wenngleich die heutigen Rotbuch-Leute längst nicht mehr die sind, von denen er sich seinerzeit im Streit trennte.

Aktuellen Streit gab es auf der Messe um »das erste 3. Welt-Buch auf eßbarem Papier«: Herbert Nagels Essay »Neger mit Köpfen«, das der Hammer-Verlag ankündigte.

KONKRET-Autor Horst Tomayer gab dem Titanic-Kollegen Peter - äh Pit - Knorr einen Rüffel - auf dem Elefantenpress-Empfang: »Peter, äh Pit, du mußt wissen, es gibt ein Hamburger Magazin und ein Frankfurter Magazin, und was dem Frankfurter fehlt, das ist die Liebe zur Sowjetunion!«

Die Liebe zur PLO kennzeichnete einst taz-Korrespondent Reinhard Hesse; neulich erst von der BUNTEN zum NEWCOMER gekürt und unter »Leute von Morgen« rubriziert, ist er jetzt beim Herrenmagazin LUI unter Vertrag: Der kurze Weg von den Schiiten zu den Tiitten.

Geradeaus auf krummen Wegen konnte ein älteres Buchhändlerehepaar aus dem Braunschweigischen beobachtet werden, daß sich arbeitsteilig die Regale für den Bücherwinter zum Nulltarif füllte; er, als Abgreifer in grauem Kammgarn, sie, ihm unauffällig folgend mit weit gespreizter Einkaufstasche...

Obwohl das muntere Buchhändler-Pärchen die DDR-Abteilung verschonte, gingen dort am zweiten Messe-Tag bereits Kataloge wie Bestellzettel aus. Der simulierte Grenzübertritt in Halle 4 ließ sich aber nicht nur dadurch kennzeichnen. Der Geruch der Bücher, die chemiewollenen Anzüge des Standpersonals und ein herziges Weitwinkel-Großfoto des Staatsratsvorsitzenden E. Honecker mit Kulturschaffenden der Republik schuf ein nahezu authentisches Ost-Ambiente. R.v. Weizsäcker war sichtlich gerührt.

Kaum anders erging es der VIP-Journalistin René Zukker, der Starautor Gore Vidal am Tag nach einem Interview mehrmals hinterhertelefonierte. Ihre Aufregung über das hartnäckige Interesse des 59jährigen »alten Kerls« erwies sich bei einer Nachfrage an seinem Verlagsstand als unbegründet: Vidal war schon am Vortag nach Rom gereist, seine Anrufe

stammten von ihrem Mitbewohner Micky Remann, der damit seinem grundsätzlich verständlichen Anliegen (einer Sauna-Einladung!) größeres Gewicht verleihen wollte.

Welches Gewicht die Tempolimit-Forderung bereits erreicht hat, zeigten eindrucksvoll zwei Geschäftsführer des Verkehrsverlags »Rot-Gelb-Grün«, die sich auf der Via Mobile darüber unterhielten: »Ich bin auch absolut dafür. Ab heute fahre ich auch nur noch 100!«

Ohne Atemgerät, aber dafür mit Yoga-Technik taucht Jacques Mayoll 100 Meter tief. Trotz seines Rekords ist das weibliche Urelement aber mittlerweile fest in Frauenhand. Beim Weismann-Verlag signierte die Freundin der Verlegerin, die Tiefseetaucherin Françoise Grandnoles, mit wasserfester Tinte. Im Verlag Frauenoffensive ist ein Pracht-Bildband von und mit den beiden US-Olympia-Siegerinnen im Synchron-Schwimmen angekündigt.

In Halle 7 fand zwischen Hunderten von Pappkartons eine Talk-Show statt. Die wiederholten Applausforderungen des Moderators fanden ihren dramaturgischen Höhepunkt nach dem Interview einer Ex-Alternativprojekt-Frau, die zu schreiben angefangen hat, und zwar in erster Linie über Frieden, gesunde Wälder und gegen atomare Bedrohung: »Dafür hat sie jetzt aber Applaus verdient.«

Der Möglichkeit, solchen überhaupt zu empfangen, wich Henning Venske aus. Ohne Honorar werde er an den vom WDR aufgezeichneten Literatur-Gesprächen im Römer nicht teilnehmen, verkündete er nachts um 3 im Pizza-Peter. Die Moderatoren Rosenbauer und Heidenreich kamen ihm politisch, stießen aber auf ebenso taube Ohren.

Ebenfalls taub verstellte sich Verleger Jörg Schröder, angesichts eines Druckereibesitzers, der einen uralten rechtshängigen Titel gegen den März-Verlag am Stand anmahnte. Er wollte einen Herrn Schröder sprechen und wurde von eben diesem belehrt, besagter Schröder habe mit dem neuen MÄRZ-Verlag nur noch peripher zu tun und beschäftige sich nur noch gelegentlich mit literarischen Sachen. Damit bestätigt sich aus erster Hand die gewagte These Uwe Nettelbecks aus der letzten 'Republik': daß nämlich der Erzähler Jörg Schröder gar nicht existiere, sondern eine bloße Erfindung von ihm - Nettelbeck und Herhaus sei. Demgegenüber vertritt J.F. Lyotard in seiner »Ökonomie des Wunsches« (soeben bei Impuls erschienen) eine These, die uns sehr viel näher liegt: »Wir brauchen nichts zu erfinden, es ist alles da , ja,ja,ja.«

Konkret 11/84, S. 90

Aurel Schmidt

Foucault - Die Arbeit des Verschwindens

Am 25. Juni dieses Jahres starb der französische Philosoph Michel Foucault. So wenig seine Bedeutung in Frankreich infragesteht, so viel Mühe bereitet es in Deutschland, sich mit ihm und überhaupt mit der zeitgenössischen Philosophie Frankreichs auseinanderzusetzen

Während sich in Deutschland immer noch das Erbe Hegels auswirkt und ein verbindliches Denken in geschlossenen Systemen diktiert, ging die französische Philosophie, jedenfalls diejenige der sechziger und siebziger Jahre, von einer Öffnung, Abweichung und Überschreitung aus, zielte ausdrücklich auf eine »Zerstörung der Evidenzen« (Foucault) und auf die Verabschiedung von jeder totalisierenden Perspektive. Foucaults Lehrer war Jean Hippolyte, der Hegel in Frankreich einführte; für die folgende Generation ging es dann darum, jenen zu überwinden und durch Nietzsche zu ersetzen, mit dem die französischen Philosophen völlig unbelastet umgingen - man denke etwa an Gilles Deleuzes *nomadistisches* Denken.

Foucault hat sich früh mit Georges Bataille, dem Philosophen der Überschreitung, des Erotismus und des Heiligen, und Maurice Blanchot, dem Schriftsteller an der Grenze des Unsagbaren und des Schweigens, auseinandergesetzt, außerdem mit den verrückten Dichtern Antonin Artaud und Raymond Roussel. Es war daher nicht überraschend, daß Foucaults erstes großes Werk, »Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft«, an der fragwürdigen, kaum sichtbaren Grenze von Normalität einerseits und Entgrenzung, Abweichung und Ausschließung andererseits lokalisiert war. Pierre Bourdieu hat in seinem Nachruf Foucaults Versuch hervorgehoben, »das Ungedachte, das Undenkbare, das Tabu zu denken, also das, was das Denken begrenzt und das Außerhalb untersagt«. Eine Anstrengung, die fast etwas Übermenschliches hatte. Auf jeden Fall hat kein anderer der zeitgenössischen Philosophen den Radius seines Denkens weiter gezogen als Foucault. Nicht zu reden von der poetischen und meditativen Qualität seiner Sprache und der geradezu obsessionellen, wenn nicht diabolischen Qualität seines Werkes.

Übrigens hat sich Foucault nie als Philosoph bezeichnet. Er sprach, bescheidener, von der »Ausübung einer Tätigkeit«. »Ich bin«, sagte er einmal, vielleicht ein wenig kokett, »ein Werkzeughändler, ein Rezeptaussteller, ein Richtungsanzeiger, ein Kartograph, ein Planzeichner, ein Waffenschmied.« Ach versuche ... die Gegenwart zu diagnostizieren. Ich versuche zu sagen, was wir heute sind und was es jetzt bedeutet, das zu sagen, was wir sagen.«

Philosophie hieß für Foucault also nicht: absolute Wahrheiten aussprechen, sondern: In welcher Form manifestieren sich *in der Sprache* die Ereignisse? Mit Sprache ist hier nicht die Sprache gemeint, die es uns erlaubt zu sprechen, sondern vielmehr ein Korpus, innerhalb dessen in bestimmten Situationen und unter bestimmten Bedingungen diese oder jene Äußerungen gemacht werden und gemacht worden sind. Also der *Diskurs.* Foucaults Thema ist die Frage: Wie hat sich in den Diskursen das Subjekt als Gegenstand einer Erkenntnis oder Wissenschaft konstituiert oder konstituieren können. Er ist dieser Fragestellung als Historiker oder, besser gesagt, als *Archäologe,* nachgegangen: Wie haben sich die Diskurse gebildet, wovon reden und raunen sie, wie haben sich ihre Manifestationen gebildet, verstärkt, transformiert. »Mein Problem ist es nicht, die Geschichte der Ideen in ihrer Evolution zu studieren, sondern vielmehr unterhalb der Ideen zu beobachten, wie diese oder jene Objekte als mögliche Objekte der Erkenntnis in Erscheinung treten konnten.«

Foucaults archäologische Methode hat Nietzsches Genealogie viel zu verdanken. Die Analyse der Herkunft führe uns, so Foucault, »zu den unzähligen Ereignissen zurück, durch die (dank derer und gegen die) sich ein Begriff oder ein Charakter gebildet hat. Die Genealogie geht nicht in die Vergangenheit zurück, um eine große Kontinuität jenseits der Zerstreuung des Vergessens zu errichten. Sie soll nicht zeigen, daß die Vergangenheit noch da ist, daß sie in der Gegenwart noch lebt und sie insgeheim belebt, nachdem sie allen Zeitläuften eine von Anfang an feststehende Form aufgedrückt hat. Nichts gleicht hier der Entwicklung einer Spezies oder dem Geschick eines Volkes. Dem komplexen Faden der Herkunft nachgehen, heißt vielmehr, das festhalten, was sich in ihrer Zerstreuung ereignet hat: die Zwischenfälle, die winzigen Abweichungen oder auch die totalen Umschwünge, Irrtümer, die Schätzungsfehler, die falschen Rechnungen, die das entstehen ließen, was existiert und für uns Wert hat. Es gilt zu entdecken, daß an der Wurzel dessen, was wir erkennen und was wir sind, nicht die Wahrheit und das Sein stehen, sondern die Äußerlichkeit des Zufälligen.«

Theoretisch hat er diese Fragestellung 1970 in seiner Antrittsvorlesung über »Die Ordnung des Diskurses« am Collége de France auf den Begriff gebracht. Aber schon in »Wahnsinn und Gesellschaft« untersuchte er, wie im Verlauf von knapp 200 Jahren die Diskurse des Wahnsinns sich verändert haben. Wie der Wahnsinn am Ende der Renaissance und zu Beginn des klassischen Zeitalters mit einem Mal durch einen »eigenartigen Gewaltakt« (Foucault) zum Schweigen gebracht wurde; während er zuvor als geheimnisvolle Botschaft des Heiligen kursierte. Wie er, mit der Ausbreitung des Rationalismus, zuerst zu einem Opfer der Internierung, der »großen Einschließung« und noch später zu einem Gegenstand der Beurteilung, der Messung, der Expertise, das heißt zu einem Gegenstand medizinischer Diagnose und wissenschaftlichen Umgangs werden konnte.

So wenig wie »Wahnsinn und Gesellschaft« war auch »Überwachen und Strafen« ein historisches Werk; beide waren Bücher über die Transformation von Diskursen, gestützt auf eine umfassende Kenntnis der Literatur aus der jeweils untersuchten Zeit. »Überwachen und Strafen« beginnt mit einer ausführlichen Beschreibung der martervollen Hinrichtung des Vatermörders Damien im Jahr 1757. Ihr stellt Foucault ein Reglement aus dem Jahr 1838 »für das Haus der jungen Gefangenen in Paris« gegenüber, aus dem hervorgeht, wie im Gefängnis der Tagesablauf bis ins kleinste Detail peinlich genau geregelt ist. In dieser Zeit zwischen 1757 bis 1838 findet also ein grundlegender Wandel in der Bestrafungspraxis statt, äußerlich sichtbar in der Ablösung des schrecklichen und abschreckenden Schauspiels der Leibesmarter durch eine unauffällige und schweigsame, aber allgegenwärtige, totale Zeit- und Verhaltenskontrolle. Das sieht nach Humanisierung der Strafe aus: Der Straffällige muß gebessert werden, erklärt man, aber »was durch die Besserung schließlich wiederhergestellt werden soll, ist nicht so sehr das Rechtssubjekt, das teilhat am Gesellschaftsvertrag, sondern das gehorchende Subjekt; das Individuum, das Gewohnheiten, Regeln, Ordnungen unterworfen ist, und eine Autorität, die um es und über ihm stetig ausgeübt wird und die es automatisch in sich selber wirken lassen soll.«

Das ist das Thema des Buchs: Die Rechtsreform zu Beginn des 19. Jahrhunderts, also des bürgerlichen Zeitalters, und die »Formierung der Disziplinargesellschaft«. Der ideale Ort für größtmögliche Disziplinierung ist natürlich zuallererst das Gefängnis, aber dessen Technologie wird ebenso rigoros in den Kasernen durchgesetzt, in Schulen, Spitälern und bald darauf auch in den Manufakturen (Taylorismus). Der »Kerker-Archipel« (Foucault) beginnt, sich ' auf die gesamte Gesellschaft zu erstrecken.

Immer wieder hatte Foucault sich die Frage gestellt, was Macht denn sei, wie sie sich äußere und wodurch sie ihre Wirksamkeit entfalte. Der Mai 68 änderte vieles für ihn: er ging nun »von den täglichen Kämpfen an der Basis« aus, »die mit denen geführt werden, die sich in den allerfeinsten Maschen des Machtnetzes verfangen hatten«. Das Buch war aus seinem aktiven Engagement für die Gefangenenbewegung zu Beginn der siebziger Jahre in Frankreich hervorgegangen. In einem Interview hat er später allerdings bekannt, daß er, als er »Wahnsinn und Gesellschaft« schrieb, zu sehr von der Macht als einem komplexen System von Verweigerung, Einsperrung und Ausschließung ausgegangen sei. Er sah dann in der Macht zunehmend eine Technologieform: Ein Dispositiv von Techniken und Strategien der Körperbeherrschung, Disziplinierung und Normalisierung, die bis in die innersten Fasern des Individuums dringen und sich über den gesamten sozialen Körper erstrecken.

Politisch hat sich Foucault immer wieder engagiert und exponiert: in der Gefangenenbewegung »Groupe Information Prison«, ferner 1972, als Präsident Georges Pompidou sich geweigert hatte, zwei zum Tod Verurteilte zu begnadigen; damals schrieb er: »Wir klagen das Gefängnis des Mordes an«. Er verurteilte die Auslieferung Klaus Croissants durch Frankreich an Deutschland; er bezog Stellung gegen die Befragung sogenannter Experten, wenn schwangere Frauen abtreiben wollen; und in den letzten Jahren gehörte er zu den Wortführern derer, die sich in Frankreich für die polnische Gewerkschaftsbewegung stark machten.

Sein persönlicher Einsatz steht auf den ersten Blick in Widerspruch vor allem zu seinem frühen philosophischen Denken. Denn zur Zeit von »Ordnung der Dinge« schrieb er, daß der Mensch nicht das souveräne Subjekt seiner Gedanken ist, daß er nicht das älteste und konstanteste Problem ist, das sich dem menschlichen Wissen stellt. Und er hatte das »Verschwinden des Menschen« (»wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand«) vorhergesagt - mittlerweile ein Topos in der neueren französischen Philosophie. Jean Améry hat nicht zuletzt deswegen Foucaults Denken als »eine nachgerade terroristische Offensive gegen die klassische Vernunft« bezeichnet. Foucault gilt in Deutschland als Gegenaufklärer, wurde als »Anti-Humanist« denunziert.

Was aber hatte er denn wirklich gesagt? Eine Antwort mag seine Auseinandersetzung mit Georges Bataille geben, diesem Denker, der in Frankreich eine tiefergreifende Wirkung gehabt hat, als seine Unbekanntheit vermuten läßt. In der »Vorrede zur Überschreitung« hatte Foucault, von Bataille ausgehend, die Frage nach der Herkunft der nichtdiskursiven Sprache gestellt, »die weder vollendet noch Herr ihrer selbst ist, obwohl sie uns souverän überragt«. Und er hatte selber eine Antwort gegeben: »Die Auflösung der philosophischen Subjektivität, ihre Zerstreuung in einer Sprache, die sie entmächtigt und im Raum ihrer Leere vervielfältigt, ist wahrscheinlich eine der grundlegenden Strukturen des zeitgenössischen Denkens«.

Der Mensch verschwindet - jawohl: Im Raunen und Murmeln der Diskurse, in der Sprache, die ohne Subjekt spricht. Das heißt: Der Mensch verschwindet im philosophischen Maß dessen, was er als souveränes Subjekt über sich als Objekt der Erkenntnis noch sagen kann - nämlich nichts. »In dem Augenblick, in dem man sich darüber klargeworden ist, daß alle menschliche Erkenntnis, alle menschliche Existenz, alles menschliche Leben und vielleicht das ganze biologische Erbe des Menschen in Strukturen eingebettet ist, d. h. in eine formale Gesamtheit von Elementen, die beschreibbaren Relationen unterworfen sind, hört der Mensch sozusagen auf, das Subjekt seiner selbst zu sein. Man entdeckt, daß das, was den Menschen möglich macht, ein Ensemble von Strukturen ist, die er zwar denken und beschreiben kann, deren Subjekt, deren souveränes Bewußtsein er jedoch nicht ist.«

Vielleicht ist von daher der geheimnisvolle Satz Foucaults zu verstehen, »daß die Menschheit die Möglichkeit eines Funktionierens ohne Mythen zu entdecken beginnt«. Für sich selber hat er daraus die Schlußfolgerung gezogen, daß wir uns zu rechtfertigen hätten »für die ungeheure Anmaßung, irgendwann schließlich namenlos werden zu wollen; wir müssen die Anonymität erringen. Früher bestand das Problem für den Schreibenden darin, sich aus der Anonymität herauszureißen, heute besteht es darin, seine eigene Persönlichkeit auszulöschen und seine Stimme einzureihen in das große anonyme Murmeln der sich äußernden Diskurse.« 1980 erschien in »Le Monde« ein Interview mit einem »maskierten Philosophen«. Erst vor kurzem wurde das Geheimnis gelüftet: Der anonyme Philosoph war Michel Foucault.

Aber wir haben es dort mit einem Foucault zu tun, der schon fast aus einer anderen Zeit spricht, seitdem im Sommer dieses Jahres, genau drei Tage vor seinem Tod, die Bände II und III seiner »Geschichte der Sexualität«: »L!usage des plaisirs« und »Le souci de soi«, ausgeliefert wurden. 1976 war der erste Band, »Der Wille zum Wissen«, erschienen, danach war es jahrelang still um Foucault geworden. In einem seiner späten Interviews (die vielleicht einmal einschränkungslos einen Bestandteil seines Werks bilden werden) hatte er als Erklärung nur lapidar festgestellt: »Je me suis trompé« - ich habe mich geirrt.

Nach dem Erscheinen des ersten Bandes hatte er sich über Jahre hinweg in die antike Philosophie vertieft, sein altes Thema: Macht und Wissen beziehungsweise Wahrheit aufgegeben und ersetzt durch das von Moral und Ethik. Am Ende war ein völlig neuer Foucault hervorgetreten. Was angeblich erst das Christentum an sexueller Repression verbreitet hat, ist nach Foucault nichts anderes als die Fortsetzung der griechischen Antike. Schon dort findet er rigide sexuelle Vorstellungen, die vor allem als Technik des Selbst, als Ethik des Selbst in Erscheinung treten - durchaus auch mit ästhetischen Zügen. In diesem Zusammenhang hat Foucault auch die erstaunliche Feststellung getan, die den Wandel in seinem Denken deutlich zu erkennen gibt: »Wir müssen uns als Kunstwerke konstituieren, herstellen, bestimmen.« Das Leben als ästhetisches Ereignis. Was für eine Überraschung! Der Tod des Philosophen, buchstäblich in dem Augenblick, als seine Bücher erschienen, die diese neue Perspektive eröffneten, läßt fast denken, Foucault habe dafür sein Leben hergegeben.

Die wichtigsten Schriften:

1954*: Maladie mentale ei psychologie,*- Psychologie und Geisteskrankheit (Suhrkamp, *1968)*

1961*: Folie et déraison. Histoire de la folie à I'âge classique,'* Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft (Suhrkamp, *1969)*

1963*: Naissance de la clinique. Une archéologie du regard medical,*- Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks (Hanser, *1973)*

1966*: Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines;* Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften (Suhrkamp, *1971)*

1969*: L'Archéologie du savoir,'* Archäologie des Wissens (Suhrkamp, *1973)*

1972*: L'Ordre du discours,*- Die Ordnung des Diskurses (Hanser, *1974)*

1973*:Ceci n'est pas une pipe,*- Dies ist keine Pfeife (Hanser, *1974) - Moi, Pierre Rivière, ayant égorgé ma mère, ma soeur et mon frère ...* ; Der Fall Riviére. Materialien zum Verhältnis von Psychiatrie und Strafjustiz (Suhrkamp, *1975)*

1975*: Surveiller etpunir. La naissance de laprison;* Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses (Suhrkamp, *1976)*

1976*: Histoire de la sexualité.* (Bd.I:) *La volonté de savoir,*- Sexualität und Wahrheit. (Bd.I:) Der Wille zum Wissen (Suhrkamp, *1977)*

1982*: Le désordre des familles»*

1984*: Histoire de la sexualité* (Bd.II:) *L'Usage des plaisirs.* (Bd.III:) *Le souci de soi,*- Unvollendet: (Bd. IV:) *Les Aveux de la chair.*

Mikrophysik der Macht; Merve 1976 - Dispositive der Macht; Merve 1978 - Von der Freundschaft. Im Gespräch; Merve 1984 - Der Staub und die Wolke. Impuls

Konkret 11/84, S. 94

Almut Carstens

Gestohlene T□ ne

Hier und demn□ chst gerne □ ieder Empfehlungen und Tips □ on einem herrschenden musikalischen Geschmack unseres Landes

Gewöhnlich sind »Greatest Hits« eine Art Kurzfassung der musikalischen Entwicklung eines Künstlers im Sinne von (meist kommerziellen) Höhepunkten, sein Image in geglätteter Form. Ganz anders die *Greatest Hits des Ambrose Kelly Reynolds.* Es gibt zwar einen Musiker namens Ambrose Kelly Reynolds, der laut Cover die Musik für diese LP »zu Haus gespielt, aufgenommen etc. etc.« hat, aber es sind keineswegs *seine* »Greatest Hits«, sondern Subjekt, Objekt, Thema dieser Platte ist Amerika, sind bestimmte herausragende Momente jüngster amerikanischer Geschichte, 'interpretiert' von Politikern und Nachrichtensprechern. Dokumentiert werden Augenblicke des Zusammenbruchs, der Gewalt: die Attentate auf John und Bob Kennedy und Martin Luther King, die Ermordung von Lee Harvey Oswald und vier Studenten der Kent State University.

Die Texte sind Original-Mit-Schnitte, gesprochen von Reden haltenden Politikern, kommentierenden Reportern, geschrien von hysterischen Menschenmengen. Schritte und Autohupen gehören dazu. Geschnitten wurden diese Texte so, daß die Bedrohlichkeit, die Gewalttätigkeit oder auch die Trauer in der jeweiligen Situation durch Wiederholungen und Neu-Montage zugleich verfremdet und verstärkt werden. Die musikalische 'Begleitung' Ambrose Kelly Reynolds' ist dem Geschehen, der Stimmung, den Stimmen immer angemessen. Häufig wird Elektronik eingesetzt; die Melodien sind einfach klar, fast minimal und oft sehr schön, wie z.B. die Klaviermusik bei »White Arnerica« zusammen mit dem Südstaaten-Tonfall des Sprechers. *Greatest Hits* eben!

Eine andere Person, die alles selbst macht, dabei aber fast ausschließlich fremdes Material verwendet, ist *Maureen Tucker,* ehemals Drummerin der legendären *Velvet Underground,* meiner definitiven Lieblings-Band aller Zeiten. Auf der von ihr selbst produzierten und arrangierten LP *Playin' Possum* spielt sie zwar sämtliche Instrumente selbst, komponiert dagegen hat sie von den acht Stücken nur eines. Überwiegend sind Cover-Versionen klassischer Rhythm&Blues-Nummern zu hören: »Bo Diddley«, »Louie Louie«, »Around and Around« und »Slippin' and Slidin'«, das gleich in zwei verschiedenen Fassungen vorkommt. Dazu die Mo Tucker-Version eines der bekanntesten Velvet Underground-Stücke: »Heroin«, «I'll Be Your Baby Tonight« von Bob Dylan sowie, ganz aus der Reihe tanzend: Vivaldis »Concerto in D Major«.

Obgleich Maureen Tucker keinesfalls eine besonders schöne oder volle oder ausdrucksstarke Stimme hat, ja, eigentlich überhaupt nicht singen kann, ergibt sich gerade daraus für mich die stärkste Faszination dieser Platte. Sie hört sich an wie ein etwas erkältetes, zehnjähriges Mädchen, das ganz ernsthaft versucht, eine schwierige Melodie nachzusingen, ohne sich Gedanken darüber zu machen, daß sie ständig falsch singt und daß der gesungene Text überhaupt nicht zu ihr paßt. Während man zum Beispiel Lou Reed »...'cause it makes me feel like I'm a man, when I put a spike into my vein« sofort glaubt, traut man Mo Tucker mit ihrem kindlich-lakonischen Singsang keine Drogen zu, sie ist die Unschuld in Person (to play possum = sich unschuldig stellen). Eine Distanz/ Diskrepanz, die den Witz und die Spannung dieser LP ausmacht.

Mit einer Cover-Version beginnt auch die LP *From her to Eternity von Nick Cave* (ExBirthday Party) und den *Bad Seeds,* d.h. Blixa Bargeld, Mick Harvey, Barry Adamson, Anita Lane und Hugo Race. Wo die Melancholie bei Leonard Cohen eher von der wehleidigen Art ist, enthält und schafft Nick Caves »Avalanche« eine ganz andere Stimmung: schwarz und bedrohlich düstere Verzweiflung, in sehr sparsamer Instrumentierung: nur manchmal heftige Trommelwirbel, dann wieder angespannte Zurückhaltung. Ebenso düster ist die ganze LP: es geht um den Tod, um verlorene Seelen, die keine Ruhe finden und gleich Zombies für immer zwischen Himmel und Erde umherziehen müssen; Gestalten wie aus Stevensons »Schatzinsel«; wie der Kapitän in »Cabin Fever« (The Captains fore-arm like buncht-up rope/with A-N-I-T-A wrigglin free outa skull' n'dagger/and a portrait of Christ, nailed to an anchor/ ... / done is the Missing, now all that remain/ Is to sail forever upon the stain); der Heilige Huckleberry Finn («Saint Huck«), der vom Sirenengesang des Mississippi in die Stadt gelockt wird und dort elend zugrundegeht; Black Paul, der Verdammte (»A Box for Black Paul«), für den niemand einen Sarg bauen will.

Es geht um das Böse, um die Hölle von Schuld und Sühne, um Liebe nur als eine nicht erfüllbare; im Titelsong heißt es: »This desire to possess her is a wound/ and its naggin at me like a shrew/ but, ah kno, that to possess her/ Is, therefore, not to desire her« - das Begehren und seine Erfüllung, der Besitz, als unvereinbare Gegensätze; Liebe als Qual - in »Wings Off Flies« werden den Fliegen die Flügel ausgerissen: sie liebt mich, sie liebt mich nicht. Der dunkel wabernde Baß und die zeitweise einsetzende Bohrmaschine (?) in »From Her To Eternity« lassen zusammen mit einem Geräusch, das an heulenden Wind erinnert, eher an ein Gespenst auf dem Dachboden als an ein reales Mädchen als Liebesobjekt denken. Wann stürzt das Dach ein? Die instrumentale Einleitung zu »Well of Misery« klingt wie Röcheln oder das Sausen einer Peitsche. Es gibt Anklänge an die Doors, besonders auch an Jim Morrisons Stimme, an Joy Division; und der Chor bei »Well of Misery« hat etwas schräge Dreigroschenopernhaftes; insgesamt perfekter Soundtrack für einen raffinierten

Horror-Film. Ich mag Horror-Filme.

Ambrose Kelle Reynolds - GREATEST HITS (Zulu 3)

Maureen Tucker - PLAYIN POSSUM (Trash Records)

Nick Cave & the Bad Seeds - FROM HER TO ETERNITY (Mute Records)

Konkret 11/84, S. 96

Peter Gente

Zeitschriftenschau

In Wien gibt es neben dem WIENER und dem FALTER, die in unseren Gewässern TIP und ZITTY entsprechen, noch den Ö.H. EXPRESS. Eine lesbare überregionale Studentenzeitung. Wo gibt's denn das sonst noch! Die Zeiten von DISKUS, der frühen KONKRET, POLITIKON sind endgültig vorbei. Der 0.H. EXPRESS ist alles andere als akademisch; forsch und eigenwillig Themen angehend: Hörfunk-Jubiläum, Auto-Mania, Schönheit und Politik, Musikstudenten aus Fernost. Einige ausgezeichnete Schreiber, gutes Layout. Ich abonniere.

(Lichtensteinstr. 13, A 1090 Wien) Wird die beste deutsche Studentenzeitschrift gegenwärtig in Österreich gemacht, so das beste Wochenendfeuilleton in der Schweiz: BASLER MAGAZIN, die 16seitige Wochenendbeilage der »Basler Zeitung« . Einige Themen durchziehen seit Jahren das Magazin und versuchen so, der reinen Information um der Information willen entgegenzuwirken: Architektur, Spiele für Erwachsene, Ethnographie, Philosophie und Politik in Frankreich, Rezensionen kleiner Verlage, Minderheiten, Kunstexperimente. Das ergibt immer eine anregende Mischung und Freude am schönen Zeitungsdruck.

(Hochbergstr. 15, CH 4002 Basel)

L'ART VIVANT erscheint wieder. Und wieder herausgegeben von der Pariser Galerie Adrien Maeght. Unabhängigkeit ist dem Chefredakteur François Pluchard zugesichert. Extrem experimentelles Layout aller Farben und Stile, gute Berichte, z.B. über das sehr lebendige Mailand (Architektur, Stadtplanung, Design, Galerien); ein Artikel über Henri Macheroni und das Projekt der Villa Arsan, das ein »Bauhaus der 80er Jahre« werden will: Erste Anstellung »Die Schrift in der Malerei«, Werke von 117 Künstlern, deren Namen von 11 Theoretikern, Kunsthistorikern und Kritikern vorgeschlagen wurden. L'ART VIVANT enthält meist kürzere Artikel, informiert und gut geschrieben.

(13, rue Daguerre, F 75014 Paris)

CHANGE INTERNATIONAL erscheint in Paris, ist aber ein Produkt von zunächst vor allem französisch-italienischer Produktion: Daghini, Balestrini, Gaudemar, Faye machen die Redaktion. Die Kerntruppe also, einige prominente Linksintellektuelle, die den Kontakt zur Szene nicht ganz verloren haben. Themen von Nr. 2: Atomkrieg, de Sade (ein unveröffentlichter Text!), Freiheiten, Surrealismus in Japan, Brasilien, Intellektuelle in Spanien, Stimmen (konkrete Poesie), Kapital, Transkultur, Fluxus, Kritik der Übersetzung. Das Niveau ist hoch, doch keiner ist drauf. TUNIX

(9. rue de Conde, F 75006 Paris)

Sehr schön gemacht ist A.E.T.O.U. Der Titel kommt nicht von der Blume Aeiuole, sondern von Rimbauds »Voyelles«. Synästhesien, Autoren, die an dem Zusammenhang von Wort und Bild arbeiten. Arte povera, Concept-Art, living sculpture oder Paolini, Fabro, Kounellis, Buren, Gilbert & George (Das Scenario zu »The world of Gilbert & George«). Direktor ist Bruno Cora, ein Exemplar kostet DM 39,-

(Piazza del Grillo 10, 100184 Roma)

A propos »Postmoderne«: die Nummer 1 von BABYLONE, editiert von Christian Bourgois, enthält ein Dossier zur Postmoderne, das einzigartig ist, weil es Architekten, Philosophen, Politökonomen, Designer, Theatermacher, Fürsprecher und Gegner sprechen läßt. Solche Themen sind nur interessant vermöge der Horizonte, die sie eröffnen, und nicht, weil einer recht hat. BABYLONE führt die Kontroverse zwischen Lyotard und Bonito Oliva, die in ALFABETA begonnen wurde, fort: Avantgarde und Figurativität, Figure. »Wenn die französische Philosophie dieser letzten Jahre irgendwie postmodern gewesen ist, so weil ihre Reflexion transversal durch die Dekonstruktion der Schrift (Derrida), durch die Unordnung des Diskurses (Foucault), durch die Andersheit (Lévinas), durch den Sinneffekt durch nomadisches Aufeinandertreffen (Deleuze) verfährt, so, weil sie den Akzent auf das Inkommensurable legt. Wenn man jetzt mit diesen Namen im Kopf Adorno liest, zumal Texte wie die 'Ästhetische Theorie', die 'Negative Dialektik' und die 'Minima Moralia', ist man empfänglich für eine gewisse Vorwegnahme der Postmoderne in seinem Denken« (Lyotard)

(8, rue Garanciére, F 75006 Paris)

SEMIOTEXT(E) erscheint an der Columbia University von New York, herausgegeben von Sylvére Lotringer. Tendenz frankophil, also Themenhefte zu den Anagrammen von Saussure, Bataille, Nietzsche, »Anti-Ödipus«, Schizopolitiken,

Autonomie in Italien, Deutschland und »Polysexuality«, ein Thema, das so gegliedert wird: Self Sex, Soft Sex, Alimentary Sex, Sex of the Gaze, Ambiguous Sex, Animal Sex, Child Sex, Corporate Sex, Violent Sex, Morbid Sex, Discursive Sex, Philosophical Sex, Critical Sex. - SEMIOTEXT(E) wird viel von Künstlern gelesen und auch finanziell unterstützt. Typographie und Layout wechseln von Nummer zu Nummer.

(522 Philosophy Hall, Columbia University, New York, NY 10027)

AUT-AUT, eine italienische Zeitschrift, akademisch, aber gut, weil informiert *und* erudiert. Herausgegeben von Pier Aldo Rovatti, Philosophieprofessor in Triest und Journalist bei »La Repubblica«. Rovatti kommt von der Phänomenologie (gleicher Stil wie Eco) und ist an einer Thematik der »Neuen Subjektivität« interessiert. Vergleicht man das, was er seinen Lesern anzubieten hat, mit dem, wie deutsche Autoren (z.B. Habermas oder Frank) differente Theorieansätze rezipieren, so überrascht Rovattis Kraft. Er rezipiert und publiziert die Operaisten (der anspruchsvolle Beitrag Italiens zur neueren Geschichte des Marxismus), eine Strömung, die von PCI-Mitgliedern (Tronti, Cacciari), wie von Theoretikern der Autonomie (Negri, Bologna) getragen wird; Lukacs-Schüler (Heller, Vajda), Foucault und seine Schüler (Fontana, Proacci, Pasquino); die Italiener Vattimo, Vegetti, Carchia, Agamben; Hans-Dieter Bahr (Bremen-Milano-Wien) und Franzosen: Serres, Baudrillard, Veyne u.a. Bereits in Nr. 195/96 (1983) war in Erfahrung zu bringen, worauf Foucaults Unternehmen der letzten Jahre hinauslaufen wird: Dispositive von Self Control.

(via Washinton 84, 120146 Milano)

Konkret 11/84, S. 98

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Der deutsche Mensch schreibt an die »Frankfurter Rundschau«:

Herrn von Schaubert stört z.B. der Begriff der »Bewegung«. Der Begriff hat bei uns seit der NS-Zeit einen sehr bitteren Beigeschmack, aber ich finde, man sollte sich nicht so sehr an Worten aufhängen.

Hans Zech, Frankfurt/Main

Nein, daran nicht.

Familienminister H. Geißler im »Spiegel« Nr. 42 über die Befreiung der Frau:

Ich mach mir mein Frühstück selber.

Ministerpräsident B. Vogel im »Spiegel« Nr. 42 über Umweltschutz:

Ich habe mir ein Auto mit Abgas-Katalysator gekauft.

Arbeitsminister N. Blüm demnächst irgendwo über die Entlastung der Sozialversicherung:

Ich schieße jedes Wochenende einen Rentner.

Denn Politik ist die Fortsetzung des Konfirmandenunterrichts mit anderen Mitteln.

Der Bonner Runde, Johannes Gross, zieht durch die Welt und macht Notizen für die »FAZ«:

Aber im übrigen nimmt der Reisende, der sich auf edle Schwermut vorbereitet hatte, ein munteres, gelassenes Völkchen wahr und weiß kaum, ob er sich darob betrüben oder erfreuen soll.

Allerliebst. Das *Völkchen,* das den Teufel nicht spürt, hat er von seinem Frankfurter Vorgänger in der Rolle des Kosmopoliten, das *darob* aus dem Mustopp. Und des Savoirvivres ist kein Ende:

Das Emblem jeder zurückgebliebenen Gegend, die sich aber auf Weltniveau zu erheben wünscht, ist die Maraschino-Kirsche. Sie ist überall entbehrlich und wird offenbar darum für ein Signum von Raffinesse und Luxus gehalten.

Nehmen wir nur den bekannten Handkas mit Maraschino-Kirsche - das ist etwa so, als wollte man die Wörter *Finesse* und *Raffinement,* jedes für sich eine französische Köstlichkeit von Weltniveau, zu der knödeldeutschen *Raffinesse* zusammenrühren. Ein wahrer Gurnemanz tut das nicht.

Wenn der F. Raddatz sich regt, regt er sich immer gleich so auf:

Die alberne Vorstellung, Kultur brauche mehr Phantasie und weniger Geld, verrät ein banausisches Denken, das sich mehr und mehr durch alle Parteien zieht: das ist die Petersilie im Maul des Karpfens - man kann aber Karpfen auch ohne Petersilie essen. Kunst als Zierat: das uralte Mißverständnis.

Hat so'n Bart, lang wie die Petersilie am Kinn des Redakteurs, der von seiner Phantasie auch nicht leben kann:

Kultur ist ein zartes Pflänzlein, sie will begossen werden. Aber ihr Wasser heißt Geld.

Angenommen Bucerius kürzte dem Kulturredakteur die Bezüge - Raddatz stände da wie ein trockener Pudel.

Im Frühjahr hatte ich öffentlich angekündigt, zur Buchmesse Theo Sommers Neujahrsbetrachtungen der letzten zehn Jahre als Paperback bei der Deutschen Verlags-Anstalt erscheinen zu lassen. Ich war fair, Theo und das Lektorat sollten eine Chance haben, den Jux zu vereiteln, der das Ansehen beider irreparabel schädigen mußte. Doch sie haben mir nicht zugehört oder nicht geglaubt. Denn als ich - unter einem gut gefälschten Briefkopf - dem Verlag vorschlug, aus meinen, also Theos, Neujahrsbetrachtungen ein Buch zu machen - ich schrieb:

Mir scheint, daß diese Betrachtungen auf ganz unbeabsichtigte Weise die dominierenden Themen eines Jahrzehnts der Umbrüche widerspiegeln und den Grundraster der Entwicklung sichtbar machen, der in den Wirbeln der täglichen und wöchentlichen Nachrichtenschwemme nur selten erkennbar wird. Im Abstand der Jahre addieren sich die Aufsätze zu einer Signatur unserer Zeit. -

da dauerte es keine Woche, bis ich einen unterschriebenen Vertrag in Händen hielt. Sogar mein nun wirklich gewagter Titelvorschlag »Blick zurück in die Zukunft« war akzeptiert.

Nun mußte ich nur noch eine Einleitung schreiben. Ich gab ihr den Titel

Bruchzone der Gegenwart und mich dem Taumel hin: *Die Entspannung schlug sich nieder in einem Netz von Verträgen. Unter ihrem Signum setzten die Ostverträge einen Schlußpunkt hinter den Kalten Krieg alten Stils. Wo die Teilung nicht überwindbar war, sollte sie wenigstens verwindbar werden...*

Die Lektorin, Frau Ursula Locke-Groß, war begeistert, wie sie mir in zwei unumgänglichen Telefongesprächen, die ich aber dank meines schwäbischen Tonfalls als »Sommer hier« gut überstand, mehrfach versicherte. Und so gab sie unbesorgt alles in Satz, was ich, das heißt: Theo, zu den Jahresenden 1973 bis 1983 geschrieben hatte. Alles? Alles:

Wo der Club of Rome die Apokalypse an die Wand malt, projiziert das Hudson Institute das Paradies auf Erden an den Horizont. Der Mensch bleibt der alte Adam. (1973)

Die Chinesen spielen abermals ihr schauriges Lied vom Tod. Der amerikanische Futurologe Robert L. Heilbroner stößt in ein anderes Gruselhorn: Er malt Umverteilungskriege an die Wand. Das Un vorhersehbare ist auch nicht vorhersagbar - und Geschichte wird immer aus Unvorhersehbarem bewegt. Wo Einsicht waltet, wirkt auch Wandel. Der alte Adam ist zäh. (1975)

In Nahost glimmt weiter die Lunte,- die Ost-West-Entspannung ist vom Mehltau befallen; allenthalben ächzt das Gebälk unter der Last der Nöte. (1976) Der alte Adam ist nicht umzubringen. (1979)

In der Weltpolitik ist das Wetter umgeschlagen. Das Ost- West-Barometer sank vollends unter Normal. Wenn es schlimm kommt, wird nicht nur ein Wetterwechsel zu beklagen sein, sondern ein nachhaltiger Klimasturz. (1980)

Der sowjetische Einmarsch in Afghanistan hatte einen weltpolitischen Wetterumschwung ausgelöst. So tief konnten die Europäer sich gar nicht ducken, daß die eisigen Winde aus dem Hindukusch sie nicht dennoch gestreift hätten. Die Großwetterlage hat sich nicht gebessert. Ein Klimasturz ist weniger denn je auszuschließen. (1981)

Wir haben unserem Wohlfahrtpudding viel zu viel Eierschnee untergezogen. (1982)

Noch jede Revolution hat sich als »Fabrik des neuen Menschen« ausgegeben; aber es ist doch stets beim alten Adam geblieben. (1983)

Frau Locke-Groß, die alte Eva, merkte nichts. Nur der Werbetexter des Verlags muß etwas geahnt haben, denn er begann die Vorstellung meines Werkes mit den Worten:

Was haben wir vor zehn Jahren gehofft und gefürchtet? Theo Sommer blickt auf die Jahre 1973 bis 1983 zurück.

Was nun? Natürlich kann Sommer an den Texten (bis auf meine Einleitung) sein Urheberrecht geltend machen. Aber wird er es wagen? Wird er am Ende so tun, als sei das Buch von ihm herausgegeben? Weil man sich in dieser Gesellschaft mit rein garnichts mehr blamieren kann? Ich bin auf die ersten Rezensionen gespannt.